Die Fabrikarbeiter.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach,

Inhaber der Hohenzollern'schen goldenen Verdienst=Medaille, Ritter des Hohenzollern'schen Hausordens.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1872.

Erstes Kapitel.

Im goldenen Schweinskopf.

Der weitgedehnte, mit einer Menge von verschlungenen Wegen, breiten Alleen und großen Rasenplätzen ausgestattete Park der Stadt X. war heute sehr belebt, denn die Aprilsonne lockte nach einem kalten und stürmischen Winter Jung und Alt in's Freie. Die frühblühenden Gehölze standen schon im vollen Blätterschmucke und manche von ihren Nachfolgern waren auf dem Punkte, ihre dickgeschwollenen Knospen aufzurollen. Selbst in den Kronen der Spätlinge verkündete die grüngraue Färbung, daß sich nun bald der ganze Park in seinem Frühlingsstaate zeigen werde.

Der geschwätzige Bach, der in vielfachen Krümmungen zwischen den Baumgruppen hindurch rauschte und hier und dort als künstlicher Wasserfall über die Sperrungen niedertoste, brachte erst rechtes Leben in das Ganze und veranlaßte manches Auge, auf seinem blitzenden Wasserspiegel zu ruhen.

Wer einen aufmerksamen Blick auf die Spaziergänger warf, der unterschied nicht allein leicht die verschiedenen Berufsclassen, sondern auch die Absicht, welche

sie in's Freie gelockt hatte. Da sah man bleiche, abgezehrte Gesichter, langsam einherschwankende oder von einem theilnehmenden Arme geführte Gestalten, welche nach einem langen Krankenlager der frischen Luft bedurften, steife Rechen- und Schreibmaschinen, denen man an ihrer ganzen Erscheinung ansah, daß sie die ganze Woche an das Bureau und den Schreibstuhl gefesselt waren. Sie kamen ebenfalls, um den Lebensnektar des Daseins, die frische Luft, einzusaugen. Eine muntere Schaar von jungen Leuten, die sich unter fröhlichem Lachen und Scherzen bald hier, bald dort herumtrieben, waren nur aus der Absicht gekommen, sich zu freuen und frei herumzutummeln, der Schranken des engen Hauses zu vergessen. Die Naturschwärmer konnten nicht Worte genug finden, um den wohllöblichen Stadtrath zu tadeln, daß er im Parke Alles biegele und schniegele, statt der Natur freien Lauf zu lassen, und doch blieben sie bei jeder Knospe stehen und erschöpften sich in Ah's und Oh's. Zuletzt erwähnen wir der vornehmen oder doch vornehm sein wollenden Welt. Sie war eigentlich nur in der Absicht gekommen, ihre Kleider sehen zu lassen. Die ausdrucklosen Gesichter geriethen nur dann in Bewegung, wenn sie sich überboten sahen, und das Zünglein erging sich mit wunderbarer Geläufigkeit in Lästerreden aller Art, wogegen die Arbeiterfamilien wiederum sie in die Scheere nahmen und kein gutes Haar an ihnen ließen.

Am Ende einer großen Allee saß auf einer Steinbank ein Mann, aus dessen blauen Augen die reinste Urgemüthlichkeit herausschaute. Er brauchte den Mund gar nicht aufzuthun, um zu sprechen, so wußte man

doch schon, daß er das harmloseste und wohlgesinnteste Geschöpf von der Welt war. Fridolin Porter hieß er und war ein sogenannter kleiner Rentner, der es durch Fleiß, Sparsamkeit und ein wenig Glück so weit gebracht hatte, daß er nicht mehr zu darben brauchte. Reich war er nicht; im Gegentheile würde ihn ein etwas wohlhabender Mann einen armen Schlucker genannt haben, aber er selbst behauptete es doch und er sagte oft genug, daß er mit keinem Banquier tausche. Worin sein Reichthum bestand, das werden wir in der Folge hören.

Seinen Sitz hatte er absichtlich so gewählt; denn von hier konnte er nicht allein über das große Wasserbassin und die hohen Laubbäume zu beiden Seiten schauen, sondern es mußten auch die Spaziergänger an ihm vorüber und er konnte sie alle unter seine kritische Scheere nehmen. Daß er das wirklich that, ging aus seinem Mienenspiele hervor, denn bald thronte auf seinen Lippen Spott und Verachtung, bald schüttelte er mißbilligend mit dem Kopfe, bald spiegelte sich in seinen Augen ein inniges, tiefes Mitleiden, bald wieder nickte er zustimmend mit dem Kopfe.

Ja, so etwas bekritteln, das that er für sein Leben gern, aber es verstimmte ihn nicht, es klang bitterer, als es gemeint war und sein Tadel entsprang eigentlich nur dem Wunsche, daß Alles besser sein möge, als es war. Dem Bösen aber war er mit ganzer Seele abhold und wenn ihm Einer von dieser Zunft in die Finger fiel, so wurde derselbe unbarmherzig gerupft.

„Die Welt ist krumm, sehr krumm," murmelte er nach einiger Zeit; „da gehen Hunderte vorüber,

denen es zu lang wird, bis sie im Elende sind, und wieder Hunderte, welche durch eigenes Verschulden schon bis an den Hals darin sitzen. Es ist ein Jammer, daß sie Alle das Glück draußen zu erhaschen suchen, wo sie es doch längst in sich selbst festhalten könnten. Dem Einen und Andern habe ich das schon gesagt und klar zu machen gesucht, aber es hilft Nichts, denn die Thörichten denken nicht daran, an ihrem eigenen Glücke mitzuwirken, sondern erwarten, daß es ihnen von Andern entgegengebracht werde."

Lange blieb er im stummen Nachdeuken sitzen, dann erhob er, durch ein Geräusch geweckt, seinen Kopf und ließ seine Augen über den Teich schweifen, wo soeben der Springbrunnen zu spielen begann und seinen breiten Wasserstrahl bis über die Kronen der höchsten Bäume emportrieb. Sogleich sammelten sich die Spaziergänger um den Teich, ergötzten sich an dem Rauschen und Plätschern und lachten, wenn einer der umhersegelnden Schwäne einen tüchtigen Guß auf die Flügel erhielt.

Da setzte sich der Konrad Merken, ein stämmiger Fabrikarbeiter, neben den Fridolin, deutete mit dem Finger auf den Springbrunnen und sagte in mißvergnügtem Tone: „Wie sich die Dummköpfe drängen, um das Wasser anzusehen! Es kostet ein Heidengeld und nutzt zu Nichts. Der Bürgermeister und die Stadträthe hätten das Kapital zum Wohl der Arbeiter verwenden sollen. Es ist eine Schande, wie uns armen Menschen das Geld aus der Tasche gelockt wird!"

Fridolin Porter ließ den Mann aussprechen, dann gab er zur Antwort: „Tadeln kann Jeder, der sonst nicht viel versteht und, was noch schlimmer

ist, Diejenigen, welche am wenigsten nachdenken, tadeln am lautesten."

„Du willst doch den ganzen Wasserleitungsschwindel nicht loben?" fragte Konrad Merken.

„Das ist doch meine Absicht," gab Fridolin zur Antwort, „und ich glaube Gründe dafür zu haben. Schau, Konrad, das Wasser ist eine Gabe des Himmels, welche keinem Menschen verkürzt werden sollte. Wenn Du aber bedenkst, daß unsere Brunnen durch den Unrath, wovon der Untergrund unserer Häuser durchdrungen ist, vergiftet sind, so mußt Du auch zugeben, daß der Genuß dieses Wassers schädlich ist. Die Wasserleitung aber liefert ein durchaus reines und gesundes Wasser, welches ganz besonders für die Wohnungen der Armen von Bedeutung ist. Früher mußten die Arbeiterfrauen, welche auf dem zweiten oder dritten Stockwerke oder gar in den Mansardenstuben wohnen, jeden einzelnen Eimer Wasser all' die Treppen hinaufschleppen und viel Zeit und Arbeit darauf verwenden; deßhalb holten sie nur das allernothwendigste und schoben die Reinigung der Zimmer, der Wäsche und der eigenen Kinder so lange hinaus, bis Gestank und Ekel zum beständigen Gaste wurden. Jetzt aber brauchen sie oben in ihrer Stube nur einen Krahnen herumzudrehen, so haben sie das Wasser, und wer es nun nicht benutzt, der ist ein fauler Schmierlapp. Das gilt für jeden Einzelnen. Was aber die Gesammtheit betrifft, so ist es wahrlich keine kleine Wohlthat, daß jetzt alle Tage die Straßenrinnen zweimal ausgespült werden und also der Unrath keine Pestilenz verursachen kann. Ich denke, wir hätten diese Wohlthat doch neulich bei der Pockenseuche deutlich

genug erfahren. Ich weiß übrigens, daß Du das Gute nirgends gelten lässest, denn Leute Deines Schlages ärgern sich schon deßwegen über dasselbe, weil ihnen ein Grund zum Tadeln genommen wird. Schau Dich einmal selbst gründlich an, dann wirst Du finden, daß nicht Alles stimmt, wie es stimmen sollte, denn Selbsterkenntniß legt ein ganzes Heer von Fehlern offen. Hast Du die erst abgelegt, dann nützest Du Dir und dem Ganzen und hast das Recht, auch von Andern eine Umkehr zu verlangen. Du hast früher studirt, Konrad, und, wie man sagt, sollst Du ein ganz geriebener Student gewesen sein, dem man eine schöne Zukunft prophezeite, aber durch deine Faulheit, dein Mißvergnügen und Deine ewigen Nergeleien bist Du immer eine Stufe tiefer herabgekommen, bis Du endlich auf den Fabrikarbeiter sitzen bliebest. Aber auch von dieser Beschäftigung bist Du kein Freund, weil —" „Speichellecker!" sagte Konrad verächtlich, erhob sich von der Bank und ging grimmig fort. Der Fridolin lächelte nur und dachte: „Dem da hast du eine Wahrheit gesagt, die du selbst auch besser beherzigen könntest. Nun, ich will mich schon über mich selbst hermachen, und wenn ich finde, daß ich ein schlechter Kerl bin, so soll es nicht an Maulschellen fehlen."

Er erhob sich und bog in einen Seitenweg, wo die Weißdornbüsche schon ganz grün waren. Er blieb stehen, besann sich eine Weile und murmelte: „Wenn die Weißdornen grünen, müssen die Nachtigallen kommen. Es wundert mich, daß sie noch nicht da sind; aber die Schelme sollen mir diesmal nicht ankommen, ohne daß ich dabei bin. In dem Busche dort stand im vorigen Jahre das Nest eines Pärchens, und ich

habe es vom Eierlegen bis zum Ausfliegen der Jungen alle Tage beobachtet. Ich bin doch neugierig, ob sie ihre Gewohnheit beibehalten und das alte Plätzchen wieder aufsuchen."

Er bog die dichtverschlungenen Zweige des Gebüsches aus einander und arbeitete sich in das Dickicht hinein. Mitten in demselben stand ein alter, an der Erde abgehauener Baumstumpf, um den ringsherum neue Sprößlinge aufgeschossen waren, die jetzt schon Manneshöhe erreicht hatten. Auch diese bog er aus einander und schaute hinein. Da stand noch das Nest vom vorigen Jahre, aber Schnee, Regen und Frost hatten es seiner Form beraubt und theilweise auseinandergerissen. „Wenn sie den alten Bau wieder flicken wollen," sprach er zu sich selbst, „so werden sie mehr Mühe haben, als bei einem neuen und es wird am Ende doch nichts Ordentliches daraus. Ich bin wirklich neugierig, wozu sie sich entschließen."

Nicht weit von dem alten Baumstumpfe stand in dichtem Gestrüpp eine Traueresche, deren tief herab hängende Zweige sich bereits belaubten und ein dichtes Gewebe bildeten. Auf diesem Baumposten hatte er im vorigen Jahre die Vögelchen beobachtet, und das wollte er in diesem Jahre wieder thun. „Heute kommen sie nicht mehr," sagte er, „denn sie reisen des Nachts und die Ankunft fällt immer in die frühen Morgenstunden. Ich werde aber morgen zeitig auf meinem Posten sein."

Nachdem er das heimliche Vogelversteck verlassen hatte, durchschritt er die große Allee und verließ den Park, um einen alten Bekannten, den Fabrikarbeiter Rudolph Moosheim zu besuchen. Das Häuschen lag

ziemlich weit von der Stadt und konnte mit den Prachtbauten in derselben nicht verglichen werden, aber es machte, trotz seiner Einfachheit, ich möchte fast sagen Aermlichkeit, doch einen sehr guten Eindruck, denn die Façade war blendend weiß getüncht und die Fensterläden grasgrün angestrichen. Fridolin lächelte und lispelte vergnügt: „Der Moosheim weiß es sich angenehm zu machen. Sein Hausherr thut jahraus, jahrein Nichts an dem Häuschen, aber der Pächter läßt sich deßhalb kein graues Haar wachsen, sondern besorgt es in seinen wenigen Freistunden selbst. Es kostet ihm blutwenig und doch steht das Häuschen immer da, wie im Brautstaate. Wenn die Arbeiter alle von seiner Gemüths- und Denkungsart wären, so würden sie es viel besser haben."

Er hatte das Häuschen jetzt erreicht und trat ein. Der Hausflur war gestern unter dem Scheuerbesen der Frau Trina gewesen, das sah man ihm an. Und sie hatte ihn mit weißem Sande bestreut, damit er auch recht lange sauber blieb. Die Seitenthüre öffnend und einen Blick in das Zimmer werfend, sagte er kopfnickend: „Alles blank wie im ersten Herrschaftenhause. Ich meine immer, hier müsse das Essen besser schmecken, als in den stinkenden Löchern der andern Arbeiter."

„Das thut es auch," rief ihm aus der Schlafstube eine Stimme entgegen, „denn meine Trina versteht es, einen Kartoffel mit den Schalen so fein zu kochen, daß er über Eier und Pasteten geht!"

Der das sagte, das war der Rudolph Moosheim selber. Er kam in einer sauber gewaschenen Arbeitsjacke heraus und rief: „Guten Tag, Herr Fridolin!

Werden wohl erlauben, daß ich so komme und nicht erst den Rock anziehe. Ich hab' mir's bequem gemacht! Wenn wir aus der Predigt kommen, duldet meine Trina nicht, daß ich Staat mache. Sie hat aber auch Recht, denn Unsereiner kann nicht alle Tage einen neuen Rock kaufen. Kommen Sie mit in den Garten! Die Trina ist auch drinnen!"

Der Garten war nicht sehr groß, aber er sah sich besser an, als mancher, der einem reichen Bauern angehörte. Alle Beete waren schon umgegraben und, so weit es die Witterung zuließ, bepflanzt. In der Mitte befand sich ein großes, zierliches Rondell, auf welchem bereits Crocus, Schneeglöckchen und verschiedene andere Blumen in voller Blüthe standen. Trina hockte daneben auf dem Boden und beobachtete mit strahlenden Blicken, wie sich die Erdschöllchen hoben, um auch noch andere Pflänzchen an das Tageslicht zu lassen. Als sie aber den Freund ihres Mannes sah, sprang sie auf, eilte ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Sie erzählte ihm mit geläufiger Zunge und freudigen Blicken, was im Garten schon alles geschehen sei, und rechnete ihm an den Fingern vor, wie viel Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Kohl, Möhren und Rüben sie zu erwarten habe, wenn der liebe Gott günstiges Wetter kommen lasse.

Als sie noch recht mitten in ihrer Freude war, lehnte der Konrad Merken sich über die Hecke, schaute mit seinen Fuchsaugen überall umher und sagte mit höhnischem Tone: „Der liebe Gott macht sich aus solchen Wünschen und Erwartungen nicht viel. Er wäre wahrhaftig ein sehr geplagtes Wesen, Trina, wenn er immerfort Deine Bohnen und des Nachbars

Kartoffeln und des Bauers Waizenfelder im Kopfe behalten müßte. Zähl' dir einmal all' die Millionen Menschen auf der Erde zusammen, die alle Tage rufen: „Lieber Gott, gib auf meinen Weißkohl acht; lieber Gott, begieße meine Gurken; lieber Gott, laß meine Apfelbäume blühen!" Wenn er das alles thun sollte, wäre er noch viel schlimmer daran, als ein Fabrikarbeiter und ich möchte nicht einmal mit ihm tauschen."

Trina hatte gegen den Fuchshaarigen stets eine starke Abneigung gehabt, weil er keine zwei Worte sprechen konnte, ohne seine hämischen Bemerkungen hineinzumischen; deßhalb gab sie ihm zur Antwort: „Wenn der liebe Gott wäre wie Du, dann möchte ich ihm allerdings meine Erbsen nicht anvertrauen, denn Du würdest sie nicht allein nicht beschützen, sondern auch noch mit Vorbedacht Hagelschauern schicken, um sie zu verderben. Uebrigens ist die Stelle da oben noch nicht vacant und Du kannst Dir einstweilen das Anmelden sparen."

„Wieder so hitzig?" antwortete Konrad spöttisch. „Hast wenig Ursache dazu, denn ob Deine Pflanzen gedeihen, ist noch eine große Frage. Dagegen ist es sicher, daß die Raupen, Schnecken, Erdflöhe, Engerlinge und dergleichen Gezücht darüber herkommen. Warum schickt Dir nun der liebe Gott, wie Du Dich auszudrücken beliebst, all' dieses Raubzeug über den Hals? Wenn er Dein vieles Beten hörte, müßte er doch ein Einsehen haben und Deinen Garten verschonen. He?"

„Ei, das kennst Du nicht," entgegnete Trina; „es ist nur eine Entschuldigung von ihm."

„Eine Entschuldigung? Wie so?“ fragte Konrad verwundert.

„Das will ich Dir sagen,“ antwortete Trina; „dem Menschen hat er seinen Willen gegeben und muß es nun dulden, daß unter ihnen eine Anzahl Taugenichtse, Neidharde, Prügelmeister und Tadelhänse herumlaufen und sich so lange mausig machen, bis sie auf dem letzten Loch pfeifen. Wenn unter den Thieren nun lauter brave und unschuldige wären, so könnten Leute wie Du auf den Gedanken kommen, er sei bei der Schöpfung parteiisch zu Werke gegangen. Solche Leute müssen doch ihres Gleichen haben und sie haben's auch, nicht allein Regenwürmer und Maikäfer, sondern auch Schlangen und Krokodile.“

Dem Konrad schwoll die Zornader und er war im Begriffe, eine rohe Antwort zu geben, aber er verband mit seinem Kommen eine ganz besondere Absicht, deßwegen bezwang er sich und sagte nur: „Potz tausend, Trina, ich denke, Du wirst wohl von Mund auf gegen Himmel fahren, denn Du bist ein besserer Advocat unseres Herrgotts, als der Erzbischof. Im Uebrigen kannst Du nicht leugnen, was ich eigentlich sagen wollte, nämlich, daß der Fabrikarbeiter von Rechtswegen so viel verdienen sollte, daß er sich in seinen wenigen Freistunden nicht abzurackern brauchte, sondern ruhen könnte. Es ist doch eine ewige Schande, daß die reichen Leute den ganzen Tag spazieren gehen, essen und trinken, was ihnen gut schmeckt, und sich in Seide und Damast kleiden, während wir armen Teufel uns die Sonne in den Magen scheinen lassen und in Lumpen einhergehen.“

„Was in dieser Weise Recht und Unrecht ist,“

gab Trina zur Antwort, „das will ich nicht untersuchen, aber ich meine, die Arbeit sei ein rechter Segen für die Menschheit und ich halte noch immer an dem Liede fest, welches wir als Kinder alle Tage in der Schule sangen:

Arbeit macht das Leben süß, mildert alle Last,
Der nur hat Bekümmerniß, der die Arbeit haßt!"

Konrad mochte von dem spitzigen Wesen Trina's recht unangenehm berührt sein, aber er war klug genug, keine Notiz davon zu nehmen, denn er wußte schon aus Erfahrung, daß er ihr gegenüber gewöhnlich den Kürzern zog.

„Rudolph," wandte er sich an ihren Mann, „ich hätte ein Wort mit Dir zu sprechen; komm einmal her."

Rudolph ging zu ihm an die Hecke und sie begannen, leise mit einander zn plaudern, aber es dauerte nicht lange, so sprang Rudolph über die Hecke und ging mit ihm feldwärts.

„Hm, hm," sprach Fridolin, „es gefällt mir nicht, daß Dein Mann mit dem Rothkopf in nähere Berührung kommt. Der Mensch taugt ganz und gar nicht und ist allem Guten abhold. Leider hat er eine Maulfertigkeit, die das Krumme gerade und das Gerade krumm machen kann. Ich fürchte, er schwatzt Deinem Rudolph den Kopf voll und wendet ihn von dem guten Wege ab."

„Ach was," antwortete Trina, „dafür steht er zu fest. Mein Rudolph hat gute, solide Grundsätze und die werden so leicht nicht umgestoßen."

„Soll mir lieb sein," entgegnete Fridolin, „wenn Du Recht behältst, aber ich habe Manchen gekannt,

der ebenfalls auf seine Grundsätze pochte und zuletzt doch ein Lump wurde, weil er sich von Lumpen bereden ließ. So viel ist sicher, Du mußt den Beiden auf die Finger passen und so wachsam sein, wie der Hahn auf dem Hühnerhofe."

Trina versprach, ihre Augen offen zu halten, und Fridolin schlug den Heimweg ein.

Wir müssen nun einmal zusehen, wo der Konrad Merken mit dem Rudolph Moosheim geblieben. Sie wanderten anfangs durch das Feld, als wenn sie nachsehen wollten, ob die Feldfrüchte gedeihlich am Wachsen seien, aber der Konrad bog allmählich links um und es dauerte nicht lange, so standen sie vor der Schenke zum „goldenen Schweinskopfe." Konrad trat ohne Umstände ein, aber Rudolph blieb stehen, denn seit er mit seiner Trina verheirathet war, hatte er kein Wirthshaus mehr betreten.

„Nun," sagte Konrad, „Du wirst Dir nach einer langen Arbeitswoche doch ein Glas Bier gönnen können?"

„Meine Frau würde nicht wissen, wo ich bliebe," gab Rudolph zur Antwort.

„Ei, ei," entgegnete Konrad lachend, „bist Du so fest an's Schürzenband gebunden, daß Du nicht einmal eine Viertelstunde ohne Trina's Erlaubniß ausbleiben darfst? Wer verdient denn das Geld, Du oder die Trina? Bah, Rudolph, Deine Kameraden werden mit Fingern auf Dich zeigen, wenn sie hören, wie Du unter dem Pantoffel stehst. Die Trina sagt ja selbst, der Mensch habe freien Willen. Hast Du den Deinigen etwa bei der Heirath an Deine Frau abgetreten?"

Flugs waren noch ein Paar Kameraden an der Thür und nun wurde Rudolph im Triumphe hereingezogen und in eine Hinterstube geführt. Sie war ganz mit Arbeitern gefüllt, aber sie drängten sich soviel zusammen, daß Konrad und Rudolph doch noch ein Plätzchen fanden. Der Letztere wurde mit lautem Hurrah begrüßt und von allen Seiten schüttelte man ihm die Hände.

Moosheim kam sich im ersten Augenblicke außerordentlich liederlich vor, weil er sich in einer von Tabaksqualm und Bierdunst erfüllten Wirthsstube befand und er hätte Etwas darum gegeben, wenn er sich mit einem Wunsche zu seiner Trina hätte versetzen können. Indessen waren die Kameraden so freundlich und zuvorkommend, daß es geradezu beleidigend gewesen wäre, wenn er sich jetzt empfohlen hätte.

„He, Kellner, ein Glas Bier für den Rudolph!" rief Konrad. — An der Eil- und Dienstfertigkeit des Kellners sah man, daß Konrad hier Etwas zu bedeuten hatte, und Dieser versicherte es auch selbst, denn er sagte: „Junge, wenn ich nur mucke, so fliegen sie wie Brieftauben. Ich will es ihnen aber auch rathen. Wenn sie uns nicht wie Hündlein zu Willen sind, so ziehe ich mit meiner Gesellschaft aus. Jeder Wirth nimmt uns mit offenen Armen auf, denn wir lassen Etwas drauf gehen. Im Vertrauen gesagt, glaube ich doch so nicht, daß wir lange hier bleiben; denn unsere Gesellschaft wächst alle Tage mehr an und ich sehe voraus, daß uns dieses Loch nicht lange mehr fassen wird."

„Also Ihr seid eine Gesellschaft?" fragte Moosheim.

„Und was für eine!" antwortete Konrad. „Wenn Du ihre Principien kennst, wirst Du Dich sogleich in dieselbe aufnehmen lassen; denn wir erstreben ein menschenwürdiges Dasein für den Arbeiter."

„Ja, ein menschenwürdiges Dasein!" rief der ganze Chorus.

Rudolph Moosheim wußte nicht recht, was er sich unter diesem Ausdrucke zu denken hatte, aber da Alle übereinstimmten, so mußte es doch etwas allgemein Nützliches sein.

Konrad ließ ihn übrigens nicht lange im Zweifel, denn er griff nach einer Klingel, schellte und sprach: „Meine Freunde, Ihr habt mich zum Präsidenten des social-demokratischen Vereins erwählt, weil Ihr die Ueberzeugung habt, daß ich Eure Sache mit ganzer Kraft und ohne Eigennutzen führe. Ihr sollt Euch nicht getäuscht haben, denn ich stehe mit Leib und Seele für die Sache der Arbeiter, und lieber lasse ich meinen Leib in Stücke zerreißen, als daß ich ein Jota von unsern Principien abginge."

Die Gesellschaftsmitglieder erhoben sich, brachten ihrem Präsidenten ein Hoch und stießen brüllend mit den Gläsern an. Der Herr Präsident that ob solcher Ehrenbezeigung einen herzhaften Schluck und fuhr fort: „Schaut um Euch und zählt die Häupter der Arbeiter, so werdet Ihr finden, daß sie neun Zehntel der Menschen ausmachen, d. h. für Einen Faullenzer müssen neun Menschen vom Morgen bis zum Abend unausgesetzt die schwersten Lasten tragen und haben dafür kaum so viel, daß sie sich satt essen und anständig kleiden können. Geld, Wein, Häuser, schöne Kleider und Vergnügungen sind nur für den Einen, und die

Andern müssen darben. Nehmen wir einmal unsere Fabrikherren an. Wir müssen uns den ganzen Tag schinden und bekommen nur einen miserabeln Tagelohn; sie aber nehmen den Gewinnst allein, schwelgen im Champagner, fahren im Wagen, stopfen ihre Paläste voll Kostbarkeiten und leben wie im Himmel. Wenn Ihr mich fragt, wie es kommt, daß sie die Herrscher und wir die Sklaven sind, so sage ich, ihr Geld ist schuld daran. Mit dem todten Mammon sind sie im Stande, ihre Fabriken und hohen Schornsteine zu bauen. Wir können das nicht, weil wir kein Geld haben. Das Kapital ist unser größter Feind; darum muß ihm der Krieg erklärt werden."

„Krieg dem Kapital!" schrie ein stämmiger Färber, und die Andern wiederholten im Chore denselben Ruf, so laut, daß die Fenster dröhnten.

„Meine Freunde," nahm der Präsident wieder das Wort, „was ich da gesagt habe, ist für Euch nichts Neues; Ihr seid schon längst davon durchdrungen, daß die Reichen mit ihrem Gelde auf unserm Nacken sitzen und uns würgen; Ihr wißt, daß endlich die Zeit gekommen ist, wo der arg mißhandelte Arbeiter zu seinem Rechte kommen muß; aber ich war genöthigt, unserm Freunde Rudolph die Augen zu öffnen; auch er muß einsehen lernen, daß er einen Magen hat und daß er als Mensch das Recht hat, an den Gaben der Erde Theil zu nehmen. Er hat Augen, um das Schöne zu sehen, Ohren, um es zu hören, eine Zunge, um das Kostbare zu schmecken, sein Körper ist überhaupt ebensogut zum Genusse eingerichtet, wie der unserer Peiniger, aber es wird ihm nicht, was ihm zukommt; er ist ausgeschlossen von Allem, was das Leben begehrens-

werth macht; er hat seine Sinne nur, um zu empfinden, daß er sie nicht brauchen darf, er ist ein Sklave."

Die Rede des Herrn Präsidenten ging dem guten Moosheim wie ein rauschendes Mühlenrad im Kopfe herum. Anfangs deuchte ihm dieselbe ganz närrisch und er meinte, es könne Einer doch nicht mehr beanspruchen, als er verdiene; als er aber die Sache nach allen Richtungen hin erwog, glaubte er doch einzusehen, daß die große Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter ein Unrecht sei. Es war doch wahrhaftig wahr, daß er jeden Morgen um vier Uhr von seinem Strohsacke aufstehen, den ganzen Tag schwer arbeiten mußte und dafür kaum genug hatte, um den mäßigsten Ansprüchen an das Leben zu genügen. Wie sah es dagegen mit Herrn Weynhold, dem Besitzer der Türkischroth-Färberei aus, für den er nun schon seit Jahren arbeitete? Der Mann häufte Reichthum auf Reichthum, wohnte wie ein Fürst, hielt alle Tage große Tafel und fuhr mit seinen Apfelschimmeln in einem prächtigen Wagen. Arbeitete er vielleicht so viel, als alle seine Arbeiter zusammen? Gott bewahre! Im Gegentheile, er that so zu sagen Nichts, sondern steckte nur ab und zu einmal den Kopf in die Fabrik oder in's Comptoir. Woher kam denn seine Bevorzugung? Nur von seinem Gelde. Also war das Kapital wirklich sein Feind.

Er kam allerdings nicht so ohne Weiteres auf diese Schlüsse, aber der Konrad Merken half ihm ein, wenn er stockte, wenn ihm alte Gewohnheit, Religion und Verstand im Wege standen. Ein zweites und drittes Glas Bier thaten das Uebrige und — Rudolph war zum ersten Male in seinem Leben unzufrieden

mit seiner Lage. Natürlich schrieb er sich nun als Mitglied in die Liste des social-demokratischen Vereins und versprach durch Handschlag, den Sitzungen regelmäßig beizuwohnen.

Konrad und seine Genossen legten ein großes Gewicht auf seine Mitgliedschaft, denn sie lebten der Ueberzeugung, daß er im Kreise der sogenannten Frommen einen großen Einfluß ausüben werde. Sie hoben ihn deßhalb bis in den Himmel und sagten ihm, daß er die Pflicht habe, sein Geistespfund im Dienste der mißhandelten Arbeiter leuchten zu lassen.

Es war unterdessen spät, sehr spät geworden und die Mitglieder verloren sich allmählich aus dem goldenen Schweinskopfe. Auch Rudolph begab sich auf den Heimweg. Der Bierdunst, welcher ihm im Kopfe herum spukte, machte seine Beine etwas unsicher, aber sein Geist flog in hohen Bahnen. Er fühlte auf einmal Kräfte in sich, die bisher geschlummert hatten, und es war ihm klar, daß er ein armer mißbrauchter Mensch sei, der mit den Reichen einen Kampf auf Tod und Leben aufnehmen müsse.

Als er sein Häuschen erreichte, sah er noch Licht, denn Trina wachte in Angst und Besorgniß um ihren Mann. Freudig sprang sie auf, als sie seinen Schritt hörte, und eilte ihm entgegen. „Mein Gott! Rudolph! wie Du mich in Schrecken gesetzt hast! Wo bist Du denn gewesen?“ rief sie.

„Da, wo alle braven Männer sein sollten,“ gab er zur Antwort. „Ich habe mich dem social-demokratischen Vereine angeschlossen und werde nun helfen, daß der Arbeiter endlich ein menschenwürdiges Dasein erhält.“

Die Schwankungen seiner Beine und das Lallen seiner Zunge gaben Trina Veranlassung, zu sagen: „In der ersten Sitzung hat Dein menschenwürdiges Dasein einen schweren Schlag erhalten, und man merkt, daß die Versammlung im Schweinskopfe stattgefunden." Sie hätte wohl noch mehr hinzugesetzt, aber als kluge Frau versparte sie ihre Worte für den folgenden Tag.

Zweites Kapitel.

Böses Wetter.

Dem Fridolin Porter spukten die Nachtigallen im Kopfe umher, deßhalb schlief er schlecht, und wenn er auch auf einen Augenblick einschlummerte, so schlug er sich im Traume doch noch mit dem Unterschiede einer wirklichen Nachtigall und einem Sprosser herum. Endlich hatte er's heraus und er murmelte: „Wie kann ein vernünftiger Mensch so schwer an seinem Gedächtnisse Schiffbruch leiden? Ein Sprosser ist größer als eine Nachtigall, seine erste Schwinge ist viel kürzer und die Oberbrust wolkig gefleckt. Ja, so ist's, und der Sprosser kommt bei uns in Deutschland selten vor, desto häufiger aber in Ungarn, Polen, Galizien, der Türkei und Kleinasien."

Diese wichtige Untersuchung über Nachtigall und Sprosser, die ihm im wachen Zustande gar keine

Schwierigkeit gemacht haben würde, weckte ihn auf. Es war noch ganz dunkel, aber er sprang doch aus dem Bett auf, zündete das Licht an und schaute auf die Uhr.

„Tausend," sagte er, „ich muß mich sputen, damit ich die Zeit nicht verpasse. Wenn sie mir kämen, ohne daß ich dabei wäre, so würde ich das ganze Frühjahr den Kopf hängen lassen."

Rasch war er angekleidet. Da es noch ziemlich kalt war, so hing er seinen weiten Mantel um, schlang ein dickes Tuch um den Hals, steckte die Finger in dicke Handschuhe und machte sich eilig auf den Weg. In der Stadt herrschte noch die größte Ruhe, nur hin und wieder kam ein Dienstmädchen aus dem Hause, um in die erste Messe zu gehen, oder ein Arbeiter, welcher der außerhalb der Stadt gelegenen Fabrik zueilte.

Rasch durcheilte er den Park, drang in das Gehölz und nahm seinen Lauerposten ein. Die Dunkelheit verschwand allmählich, denn im Osten stiegen die goldenen und purpurnen Strahlen auf, welche der Sonne als Herold voraufgehen und ihre Ankunft anzeigen. Je heller es wurde, desto aufmerksamer schaute Fridolin auf den Strauch, und damit ihm ja Nichts entgehe, nahm er sein Theaterglas heraus und hielt es vor die Augen. Es war so scharf, daß er ein Würmchen erkannt hätte.

„Hm," murmelte er, „Luscinia Philomela ist noch nicht angekommen; es wäre mir unangenehm, wenn ich den ganzen Morgen umsonst hier stände. Aber wenn die Ankunft heute erfolgen soll, so muß es bald geschehen, denn die Nachtigallen reisen aus weiser

Vorsicht, um vor Menschen und Raubvögeln gesichert zu sein, nur des Nachts, und die Männchen kommen voraus, um nachzusehen, ob in dem alten Quartier noch Alles in Ordnung ist."

Erwartungsvoll wandte er jetzt den Blick zu den Wolken und siehe, aus der Höhe senkten sich drei dunkle Pünktchen nieder, welche immer größer wurden, bis er sie als Vögel erkannte. Wie eine Kugel, die aus der Luft fällt, stürzten sie sich nieder und zwar direct auf das Gebüsch, in welchem er sich befand. Fridolin bebte vor Wonne, aber seine Aufmerksamkeit ließ nicht nach. „Paß auf," dachte er, „das ist das Männchen vom vorigen Jahre und es hat noch zwei junge Männchen von seiner Brut mitgebracht."

So mußte es wohl sein; denn das alte Männchen begab sich sofort zwischen die Zweige des Baumstumpfes und stellte sich vor das zerzauste Nest, den Kopf bald dahin, bald dorthin drehend und alle Schäden seiner Wohnung in Augenschein nehmend. Wer weiß, was jetzt in dem Thierchen vorging? Ob es empfand, welcher Schaden ihm durch Sturm und Wetter entstanden? Ob es wegen dieser Zerstörung betrübt war? Es schien wenigstens so, denn es ging jetzt von allen Seiten um das Nest, stand bald hier, bald dort still, äugelte hinüber und herüber und stieß hier und dort unwillig mit dem Schnabel gegen das Nest. Die Jungen aber blickten nur aus der Ferne zu der Wiege ihrer Kindheit herüber, denn sie wußten, daß sie auf das alte Haus keinen Anspruch hatten, sondern sich einen eigenen Herd bauen mußten.

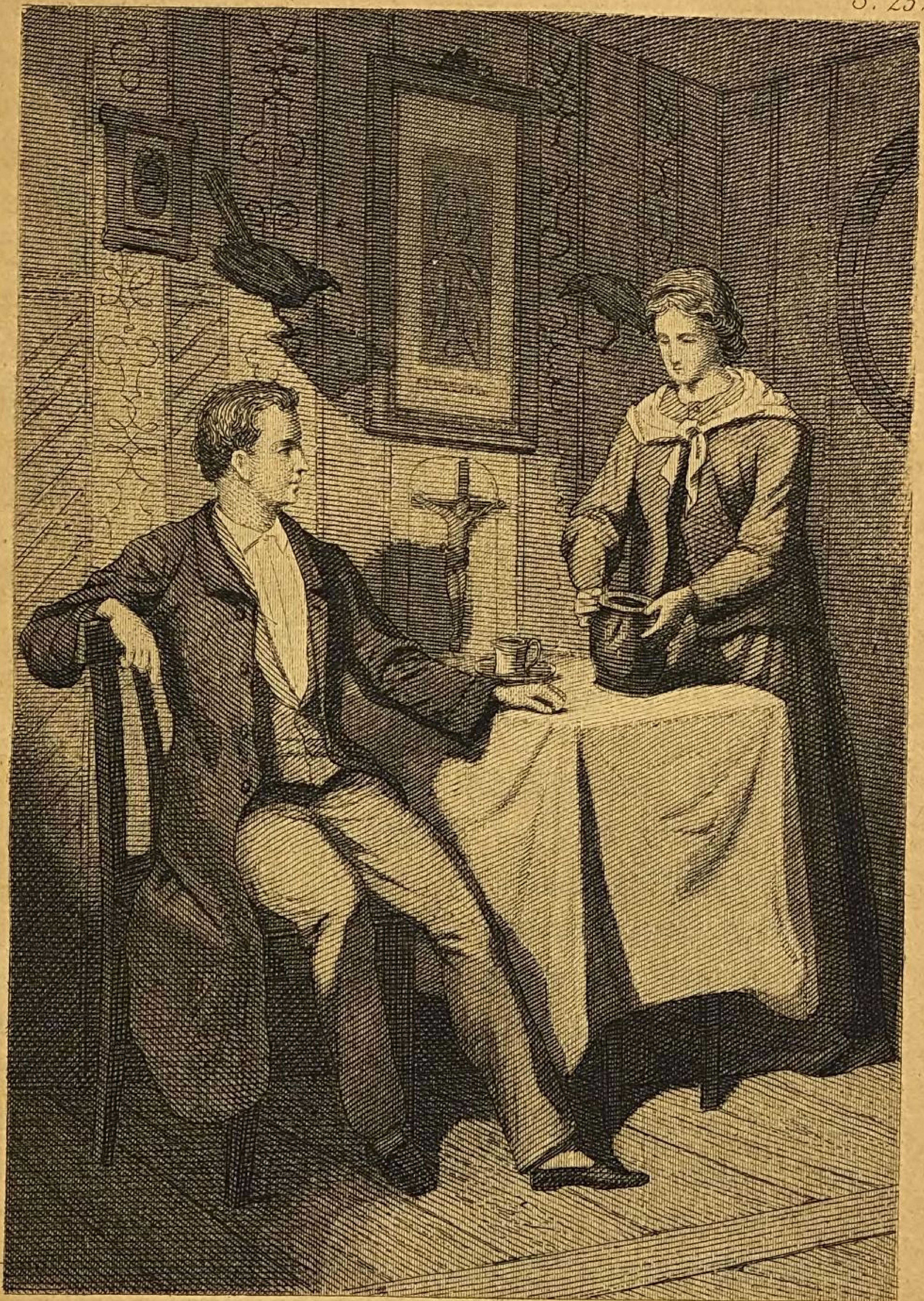
Das Männchen ergab sich indessen bald in seinen Verlust, flog auf einen Zweig und begann seinen Lock-

ton: Wiid, wiid, wiid, wiid, wiid, karr! Wiid, wiid, wiid, wiid, karr, wiid, wiid, karr! Die Jungen stimmten denselben Lockton an.

„Das gilt den Weibchen, die noch zurückgeblieben sind,“ flüsterte Fridolin; „ob die Ehehälfte des alten Männchens noch lebt und den Weg zu ihrer Heimstätte zurückfindet, oder ob es von Vogelstellern und bösen Buben gefangen worden? Ach, so ein Thierchen hat doch viele Verfolgungen auszustehen, und es geht ihnen gewöhnlich gleich an's Leben. Wir Menschen sollten uns deßhalb eigentlich nicht beklagen, wenn uns einmal ein Leid widerfährt.“

Die Männchen hüpften indessen von Zweig zu Zweig, immer etwas höher und lockten lauter und lauter. Als aber nun die Sonne in voller Pracht am Horizonte erschienen, da wußten sie, daß die nachkommenden Weibchen in einem Walde Raststation gemacht hatten und heute nicht mehr kamen. Sie stellten deßhalb auch ihr Locken ein und begaben sich auf die Entdeckung eines Frühstücks aus. Da huschten sie, aufmerksam beobachtend, am Boden umher, raschelten in dem abgefallenen Laube und erhaschten mit den flinken Schnäbeln hier ein kleines Würmchen, dort eine Larve von einem Schattenkäfer oder einer Ameise, und etwas weiter ein winziges, glattes Räupchen, welches schon so früh aus dem Ei geschlüpft war. Die Sättigung ging nicht so rasch vor sich, als wenn sich unser Einer an den gedeckten Tisch setzt. Gott bewahre! Die Nachtigallen hatten eine schwere und mühsame Arbeit, um so lange Bröckchen bei Bröckchen zu suchen, bis der Hunger gestillt war.

Fridolin wartete Dieß nicht ab, sondern schritt



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, die Fabrikarbeiter.

mit der Absicht, morgen wiederzukommen, der Stadt zu, im Vorbeigehen in eine Kirche tretend, denn er hatte das Princip, daß es immer gut sei, wenn man dem lieben Gott „guten Morgen" sage.

Fast gleichzeitig mit Fridolin betrat Trina sein Haus, denn sie brachte ihm jeden Morgen die Kaffeemilch. Sie war sichtlich verstimmt. Stillschweigend ging sie an den Kasten, holte das Milchgefäß und goß es voll.

„Nun, Trina," sprach Fridolin, „wenn Du mir mit dem Gesichte die Milch lange ansiehst, so wird sie sauer. Was ist denn mit Dir vorgegangen? Wirst Dich doch nicht mit dem Rudolph gezankt haben?"

„Das hab' ich doch und zwar ganz ernstlich."

„Aber warum denn, Trina? Ihr habt Euch doch sonst immer gut vertragen!"

Der Trina flossen nun die Thränen, die sie mit der blauen Schürze abtrocknete. „Mein Mann," sagte sie schluchzend, „ist gestern im goldenen Schweinskopfe gewesen und spät in der Nacht betrunken nach Hause gekommen. Als ich ihm heute Morgen den Text darüber las, hat er mir sehr grobe Antworten gegeben und gesagt, es komme ihm jeden Abend eine Maß Bier zu und Sonntags zwei; er sei ohnehin des ewigen Schindens müde und sehe der Zeit entgegen, wo den Reichen einmal gründlich der Kopf gewaschen werde. Als ich ihm vorwarf, das seien tolle Einflüsterungen des Rothkopfs, da wurde er ganz wüthend, schleuderte die Tasse, die er eben in der Hand hatte, zu Boden und schrie: „Weib, mische Dich nicht in Dinge, die Du nicht verstehst. Der Arbeiter muß ein menschenwürdiges Dasein bekommen und ich will dazu helfen, was Du

auch sagen magst!" So bös und verkehrt habe ich ihn niemals gesehen, und ich fürchte, daß ihn der Rothkopf noch ganz rappelköpfisch macht."

Das hatte Fridolin nicht erwartet; er war über den Bericht ganz erschrocken und sprach: „Vor dem Rothkopf habe ich Dich schon gestern gewarnt, aber ich glaubte nicht, daß Rudolph so bald an seine Angel ginge. Er thut mir herzlich leid, denn wenn er sich von den Grundsätzen dieses Menschen anstecken läßt, so kann er seinem bisher so glücklichen und zufriedenen Familienleben Adieu sagen."

„Das ist es eben, was ich kommen sehe," entgegnete Trina, „und deßhalb wünsche ich, daß Sie ihn einmal vornehmen."

„Das hat seine Bedenken, Trina. Du kennst das Sprüchwort: „Zwischen Mann und Frau muß man seine Nase nicht stecken!" Das ist eins der wahrsten, die ich kenne. Ich will Dir aber einen guten Rath geben: Sei mit Deinem Mann jetzt nicht hart und bitter, sondern komme ihm mit freundlichen Worten und liebreichem Betragen entgegen, sonst schlägt er mit beiden Füßen über die Stränge und Du kriegst ihn nicht mehr in's Geleise. Vor Sonntag darf ich nicht nach Deinem Hause kommen, denn das würde wie ein abgekartetes Werk aussehen. Komme ich dagegen an meinem gewöhnlichen Tage, so kann ich die Unterredung schon so wenden, daß wir naturgemäß auf die Sache kommen."

Trina war mit dem Bescheide nicht recht zufrieden, aber sie mußte sich einstweilen damit begnügen und den Heimweg antreten. Fridolin nahm unterdessen sein Frühstück ein, freilich nicht in der gemüthlichen

Stimmung wie sonst, denn er sah in dem glücklichen Haushalte seiner Schützlinge einen drohenden Zwiespalt voraus. „Hm," brummte er, „als die Trina noch meine Köchin war, konnte sie manchmal recht eigensinnig sein und auf ihrem Willen bestehen; wenn sie nur jetzt sanft wäre und klug handelte! Den Rudolph kann man um einen Finger drehen, aber wenn er den Koller bekommt, dann muß man sehr bedächtig mit ihm umgehen." Mißmuthig schob er bald nachher das Frühstück von sich und erging sich eine Zeit lang in trüben Gedanken; dann sprang er auf und brummte: „Was geht es Dich an? Es sind ja auch die ersten trüben Wolken an ihrem Ehestandshimmel; sie werden sich wohl bald wieder zerstreuen. Weiß Gott, die Geschichte hat mich ganz trübselig gemacht. Ich muß einmal zu meinen Vögeln gehen, um die trübe Stimmung zu verscheuchen."

Er nahm ein großes Becken mit frischem Wasser und ein Kistchen, in welchem sich Würmer, Käfer und Sämereien befanden, und stieg die Speichertreppe hinauf. Vor der Thüre blieb er einen Augenblick stehen und horchte. Eine Menge von sehr verschiedenartigen Vogelstimmen tönte ihm entgegen. „Die merken auch schon, daß der Frühling kommt," sagte er. „Ich sollte sie eigentlich hinauslassen, daß sie sich im Wald vergnügen könnten, aber dann wäre meine ganze Freude dahin. Ich habe mich nun einmal an den Verkehr mit den Vögeln so sehr gewöhnt, daß ich nicht gut mehr ohne sie sein kann."

Er öffnete die Thüre und trat auf einen großen, hellen Speicher, wo eine große Anzahl der verschie-

densten Vögel umherflatterten, welche schrieen, sangen, lockten, piepten und schlugen.

Die Vögelchen schienen ihn alle genau zu kennen und ihm auch zu trauen, denn sie kamen von allen Seiten herbeigeflogen und setzten sich auf Kopf und Schultern. Als er den Napf mit dem Wasser hinsetzte, flogen die meisten zur Tränke und einige nahmen sogar ein Bad. Da gab es eine Schaar der muntern Fliegenfänger, hübsche Seidenschwänze, Blaukehlchen, Rothbrüstchen, Braun- und Schwarzkehlchen, Drosseln, Amseln ꝛc. Fridolin hatte Sorge getragen, daß jedem der Vögel so viel als möglich in seinen Gewohnheiten Rechnung getragen war. Hin und wieder waren Tannenäste in den Boden gesteckt, geeignete Vorkehrungen für Nestbauten gemacht, allerlei Art von Futter hingestreut, sowie Material für die Nester selbst. Einige hatten bereits mit dem Brüten begonnen. Er ging deßhalb von einem zum andern, flötete, sang, unterhielt sich förmlich mit den Thierchen und machte seine Scherze mit ihnen. Das war eine merkwürdige Vertraulichkeit: die Brütenden flogen nicht vom Neste, sondern blieben zutraulich sitzen, weil sie wußten, daß sie von ihm Nichts zu befürchten hatten; die andern folgten mit den hübschen Aeuglein allen seinen Bewegungen und hüpften und flogen ihm nach, wohin er ging. Seine Hand hatte überall Etwas zu ordnen und zu bessern, so daß eine geraume Zeit verging, ehe er den Speicher verließ. „Es ist doch eigentlich eine größere Freude, mit den Thieren umzugehen, als mit den Menschen,“ sagte er; „da macht Einer dem Andern das Leben möglichst sauer, und sie wissen doch, daß das oberste aller Gebote heißt: „Liebet euch unter

einander!" Die Vögel sind freilich auch nicht immer so hold und lieb, wie man's nach ihrem hübschen Gefieder schließen sollte; aber dafür fehlen ihnen auch zwei Dinge, nämlich: die Urtheilskraft und das Evangelium. Sie handeln nur nach dem Instincte der Selbsterhaltung."

Den Tag über wollte es mit Fridolin's kleinen Beschäftigungen nicht recht vorwärts, denn die Trina und der Rudolph lagen ihm immer im Kopfe. Das war wohl die Ursache, warum er heute öfter als sonst auf seinen Vogelspeicher ging und doch nicht recht zufrieden wurde.

Am Abende begab er sich zeitig zu Bette und öffnete im Nebengemache die Fenster, denn er war auch für die Nachtzeit ein Freund von frischer Luft und behauptete, es sei ein ganz abscheulicher Irrthum, die Nachtluft für schädlich zu halten. „Nicht schädlich ist sie," sagte er, „sondern außerordentlich heilsam und unabweisbar nöthig, denn gerade zur Nachtzeit verdirbt der Mensch die Luft im Zimmer am meisten, und wenn sie nicht durch neue ersetzt wird, so ladet er sich allerlei Ungemach und Krankheiten auf den Hals." Er hatte aber heute noch einen anderen Grund zum Oeffnen des Fensters. Seine Wohnung stieß mit der Rückseite an den Park und da er wußte, daß die Nachtigallenmännchen angekommen waren, so konnte er auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie während der Nacht schlagen und ihn mit ihrem Gesange erfreuen würden. Er hatte sich nicht verrechnet, denn kaum lag er im Bette, so begann in den Bäumen des Parkes das bekannte Locken, woran er sich kaum satt hören konnte, bis er endlich doch in Schlaf fiel.

Daß unser Fridolin Porter ein ausgemachter Vogelgeck war, werden die Leser schon zur Genüge bemerkt haben. Diese Leidenschaft trat im Frühlinge, wenn die große Sängerschaar aus den südlichen Ländern heimkehrte, besonders heftig auf, und er war stets vor Sonnenaufgang aus den Federn, um die Heimkehrenden zu beobachten und seine Kenntnisse zu vermehren. Starb ihm eines seiner zahmen Thierchen, so trauerte er ihm Tage lang nach, und um sich nicht ganz von ihm trennen zu müssen, stopfte er es auf und brachte es in seiner Naturalien-Sammlung unter. Ein großes Zimmer des ersten Stockwerkes war für dieses Museum bestimmt. Hier standen eine ganze Reihe von Glasschränken, wo er seine Lieblinge nach Familien geordnet hatte. Ihre Nester, ihre Eier und was sonst dazu gehörte, war Alles dabei, und ein richtiger Vogelkenner konnte hier sein Wissen vervollständigen.

Auch heute Morgen war er wieder vor der Sonne auf und begab sich auf seinen Lauschposten. Die Männchen überboten sich so sehr im Locken und Singen, daß er schloß, die Weibchen müßten im Anrücken sein. So war es in der That. Mit dem ersten Sonnenstrahl sah er über sich in der Luft eine Schaar Nachtigallen, welche auf den Lockton zu lauschen schienen, aber noch unschlüssig waren, ob sie demselben folgen oder weiter ziehen sollten. Sie schwärmten verschiedene Male hin und her, dann theilten sie sich; einige setzten ihre Reise fort und andere senkten sich in das Gebüsch nieder. Jetzt gab Fridolin den Augen die Kost und zog seinen Operngucker heraus, um keine ihrer Bewegungen zu verlieren. Die Ankunft der Weibchen

rief anfangs ein großes Freudengeschrei hervor, aber es dauerte nicht lange, so merkte er, daß unter den Männchen eine Uneinigkeit zu Tage trat. Da sie nämlich daran dachten, ihren Hausstand zu gründen, so geriethen sie über die Wahl ihrer Hausfrauen in Disput und die Bewerber stießen ein über das andere Mal ein zorniges „Karr! karr!“ hervor.

Bei diesen drohenden Lauten blieb es aber nicht; bald stürzten sie mit schirkendem Geschrei auf einander los und jagten sich von Zweig zu Zweig durch das Gebüsch, ja sie verfolgten sich mit immer wachsender Wuth bis zu den Wipfeln der Bäume und stürzten dann wieder bis zu den untern Aesten und selbst bis auf den Boden. Hier fielen sie über einander her, tractirten sich mit Schnabelhieben, schrieen sich mit aufgesperrten Schnäbeln und gesträubten Federn an und machten sich einen verzweifelten Krieg, bis endlich eines der Männchen triumphirend als Sieger aus dem Kampfe hervorging. Während die andern den Strauß fortsetzten, putzte er sich das zerzauste Federkleid, strich es überall mit dem Schnabel glatt und stellte sich dann der erwählten Gattin vor, die seine Werbung mit leiser zwitschernder Zustimmung annahm. So erging es auch mit den andern und bald hielten die einzelnen Pärchen in echter Freundschaft und Liebe zusammen.

„Das Faustrecht und das Raubritterthum hört bei ihnen niemals auf,“ lispelte Fridolin; „es kommt aber daher, daß sie keinen Begriff vom Eigenthume haben. Bei den Vögeln lasse ich's auch hingehen, weil ihnen der liebe Gott die ganze Welt zum Eigenthume angewiesen hat, aber wenn es die Social-Demokraten nachmachen wollen, so beweisen sie eben,

daß sie mit ihrem Verstande und ihrer wilden Gier nicht höher stehen, als die unvernünftigen Thiere. Uebrigens verbürge ich mich dafür, daß jetzt der eine den andern in Ruhe läßt und daß sie friedlich neben einander leben."

Es war in der That rührend anzusehen, wie sich die Pärchen rasch vertheilten und gleichsam um den Bezirk einig wurden, in welchem jeder zu schalten und zu walten habe. Die Männchen setzten sich auf irgend einen Zweig, lockten die Weibchen herbei und begannen ihren wunderbaren Gesang.

Fridolin war ganz berauscht von der Fülle von Tönen, die sich in seinem Ohr drängten, über die angenehme Abwechselung und die hinreißenden Melodieen, welche gegen jeden andern Gesang unvergleichlich da stehen. Jetzt schwebten sanft flötende Klänge durch das Gebüsch dahin, dann verwandelte sich der Gesang in ein lautes siegverkündendes Schmettern, welches weit umher den Park erfüllte. Nun glaubte man in dem Liede ein wehmüthiges Klagen, dann einen hinschmelzenden Liebeshauch und jetzt wieder ein triumphirendes Wirbeln zu vernehmen.

Fridolin legte seine ganze Seele in's Ohr und Auge; er konnte sehen, wie die kleinen Kehlen unaufhörlich erzitterten und die Schnäbel sich bald öffneten, bald schlossen. „Wie wunderbar," flüsterte er, „daß ein so kleines Vögelchen eine solche Kraft und dabei doch eine solche tiefe Fülle von Wohllaut entwickeln kann!"

Er schlich sich hinweg, hielt sich aber von nun an einen großen Theil des Tages und oft noch spät am Abend im Park auf, um Nichts von dem unver-

gleichlichen Gesange zu verlieren. Er hatte dabei die Freude, auch die Ankunft eines Sprossers zu vernehmen, den er an dem vollen Locktone „Glock—arr“ deutlich von den eigentlichen Nachtigallen unterscheiden konnte. Während er so seinem unschuldigen Vergnügen nachging, war ihm Trina's Klage ganz aus dem Gedächtnisse gerathen. Sie brachte zwar vor wie nach jeden Morgen die Kaffeemilch, aber dann war er noch im Parke und stand auf seinen Lauerposten oder schlich beobachtend in dem Gesträuch umher, welches jetzt schon über und über mit Blättern geschmückt war. Erst am Samstage traf er mit ihr zusammen. Er schaute ihr fast erschrocken in's Gesicht, denn es hatte in einer einzigen Woche seine ganze Frische verloren. Statt roth, wie eine Rose, sah sie jetzt gelb, wie eine Butterblume aus, und die vollen, runden Wangen waren ganz hohl und eingefallen.

„Bist Du krank?“ fragte er.

„Nein, Herr Porter!“ gab sie zur Antwort, „aber Rudolph treibt es alle Tage schlimmer und ich sehe voraus, daß es kein gutes Ende nimmt. Jeden Abend, wenn er aus der Fabrik kommt, geht er mit Konrad Merken zum „goldenen Schweinskopfe“ und kommt erst sehr spät in der Nacht und zwar stets betrunken nach Hause. Vorstellungen helfen Nichts, ich mag sie noch so glimpflich und bittend vorbringen, er weist sie barsch von der Hand und heißt mich „das Maul halten.“ Herr Porter, ich wünsche sehr, daß Sie morgen mit ihm sprechen. Wenn nicht bald Abhülfe kommt, so fürchte ich sehr für die Zukunft, denn er verzehrt jetzt fast mehr Geld, als er verdient.“

Diese Mittheilung ging Fridolin sehr zu Herzen.

„Du mußt nicht allzuleicht verzweifeln," sagte er. „Der alte Gott lebt noch, und wer recht auf denselben vertraut und ihm mit ganzer Ergebenheit seine Sache anheim stellt, den verläßt er nicht. Der Ehestand ist manchmal ein Wehstand und Der da oben sendet Prüfungen, um uns zu läutern. Glücklich, wer sie besteht, aber wehe Demjenigen, der nicht auf festem Boden wandelt. Geh' nach Hause, Trina, und thue das Deinige. Morgen komme ich auch, und da die Sache zwischen Euch schon so schlimm geworden ist, so werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern gerade heraus sprechen."

Ach, wie schwer der Trina das Herz war, als sie mit dem leeren Milchgefäß durch den Park ging! Sonst hatte es ihr vor Freude gehüpft, jetzt schlug es in Noth und Bekümmerniß und zwar so heftig, daß sie meinte, es müsse seine Schranken durchbrechen. Sonst hatte sie immer die größte Eile und lief mehr, als sie ging; heute aber setzte sie zögernd einen Fuß vor den andern, und als sie an eine der Steinbänke kam, setzte sie sich seufzend nieder und dachte über ihr Schicksal nach. Je länger sie bei dem Gedanken ihres Unglücks verweilte, desto herber wurde es in ihrem Gemüthe. Sie fühlte das selbst und nahm sich vor, ruhig und ergeben zu bleiben, aber sie war nicht Herr über sich. Auf den Frühling mit seinem Grün, seinen Blumen und seinen Vögeln hatte sie sich so sehr gefreut und nun zerrann nicht allein Alles zu Wasser, sondern es verkehrte sich auch noch in das gerade Gegentheil. Nach langem Brüten erhob sie sich endlich und wanderte langsam und mit gepreßter Brust ihrem Häuschen zu.

An diesem Morgen wollte die Arbeit nicht von der Hand gehen; sie faßte bald Dieses, bald Jenes an, legte es aber bald wieder bei Seite und seufzte. Da es im Innern des Hauses nicht vorwärts wollte, so begab sie sich in den Garten, wo ebenfalls noch Manches zu thun war; aber auch hier fehlte die Arbeitslust. Nachdem sie sich einige Stunden herumgequält hatte, ging sie wieder in das Haus, um das frugale Mittagsessen zu kochen. Sie hatte es sonst mit Singen gethan, jetzt geschah es unter Seufzen und Thränen. Die Töpfe waren leicht genug, denn für zwei Leute brauchten sie nicht groß zu sein, aber sie konnte sie heute kaum vom Boden aufheben. Sie deckte den Tisch und stellte Alles zurecht, damit er nicht zu warten brauchte, denn noch gestern hatte er sehr geschmält, weil das Essen bei seinem Eintritte nicht schon auf dem Tische stand.

Heute war es früh genug fertig, aber Rudolph kam nicht. Sie stellte es wieder warm und schaute zum Fenster hinaus. Fast war es ein Uhr, als sie ihn in der Ferne Arm in Arm mit Konrad Merken kommen sah. Er dachte offenbar nicht an sie und ihr Mittagessen, denn sie blieben jeden Augenblick stehen und sprachen so wichtig mit einander, als wenn sie die sämmtlichen deutschen Staaten zu regieren hätten. Mit einer Innigkeit ohne Gleichen nahmen sie endlich Abschied von einander und Rudolph schlenderte seinem Hause zu. Mit mißvergnügten Blicken setzte er sich an den Tisch und begann schweigend zu essen. Das Tischgebet, welches sonst immer laut gesprochen wurde, war schon seit einigen Tagen weggefallen. Nur Trina faltete die Hände und betete leise.

Das Essen schmeckte ihm nicht, denn erstens hatte es durch Kaltwerden und Wiederwärmen die beste Würze verloren und zweitens hatte er im goldenen Schweinskopfe sich den Appetit mit zwei Seideln Bier verdorben. Kein Wort wurde gesprochen, man hörte nur das Geklapper der Löffel. Rudolph erhob sich übrigens sehr bald und nahm die Mütze vom Nagel, um wieder wegzugehen. Als er schon die Stubenthüre hinter sich hatte, stand sie rasch auf, ging ihm nach und sagte in flehendem Tone: „Rudolph, höre noch ein Wort."

„Nun, was willst Du denn?" fragte er barsch. „Ich habe keine Zeit zu verlieren."

„O, Du verlierst jetzt so viele Zeit," gab sie vorwurfsvoll zur Antwort, „warum hast Du nicht auch eine Minute für Deine Frau übrig?"

„Weil meine Frau zänkisch und unausstehlich geworden ist."

„Ich war es sonst nicht, sondern bin es nur geworden, weil Du Dich so ganz geändert hast, doch davon soll jetzt die Rede nicht sein; ich wollte Dich nur bitten, heute Abend zeitig nach Hause zu kommen. Die ganze Woche habe ich bis nach Mitternacht auf Dich gewartet. Versprich mir, daß Du heute gleich nach Schluß der Arbeit kommst."

„Das geht nicht," sagte er kurz, „denn wir haben heute Sitzung."

„Mußt Du denn nothwendig dabei sein? Laß die Andern die Sitzung allein halten."

„Das geht ebenfalls nicht, denn sie haben mich zum Vicepräsidenten gemacht und da kann ich nicht ausbleiben."

Fort war er
zurück. „So weit ih
sie, „daß er mit zu den Leu
und Malz verloren und ich ka
sparen. Gott, was soll das noch mit uns werd

Trina setzte sich im Zimmer auf einen Stuhl nieder und weinte und seufzte sich immer mehr in den Aerger hinein. Mit ihrer Ergebenheit, die sie hatte üben wollen, war es ganz vorbei. Es pflegt in solchen Gemüthsstimmungen in der Regel so zu gehen, daß man in sich selbst alle Tugenden und im Gegner alle Laster findet. So war es auch mit Trina. Es fiel ihr ein, wie herzlich lieb sie ihn gehabt, was sie Alles für ihn gethan, wie treu und ergeben sie ihm gewesen war und wie sie für ihn die größten Opfer gebracht hatte. Daß Rudolph bisher dasselbe gethan, wurde gar nicht in Betracht gezogen; sie erwog nur sein jetziges Betragen und fand es unerträglich und abscheulich. Ich bin weit entfernt, Trina Unrecht zu geben, aber ich muß darauf hindeuten, daß sie mit einer solchen Selbsterbitterung sicher nichts Anderes erreichte, als eine immer weitere Kluft zwischen sich und ihrem Manne.

Der Samstag war sonst ein rechter Freudentag gewesen, denn dann brachte Rudolph sein Wochengeld mit nach Hause, zählte es mit freundlichem Lächeln auf den Tisch und überlegte mit ihr, wie es verwendet werden sollte. Daran war heute natürlich nicht zu denken und das stimmte sie noch trauriger. Mit Unlust verrichtete sie ihre Arbeiten, aber nicht mit jener Accuratesse, wie sie es sonst gewohnt war, sondern nur obenhin, froh, daß sie schnell damit fertig wurde

...nachhängen konnte.
... sie in den Stunden
... ihren beiden Säuglingen
... ...stens eine Ablenkung fand.
...iger als sonst ging sie zu Bette; obschon sie ihn nicht mehr erwartete, so konnte sie doch nicht schlafen, denn die Qual in ihrem Innern nahm immer mehr zu. Endlich, lange nach Mitternacht, fielen ihr die Augen zu und sie wurde nicht gewahr, daß Rudolph in einem wahrhaft viehischen Zustande nach Hause kam.

Am folgenden Morgen machte sie sich um die gewohnte Stunde fertig zur Kirche und weckte ihn. „Laß mich schlafen!" gab er mürrisch zur Antwort, „ich gehe heute nicht in die Kirche."

„Nicht in die Kirche?" fragte sie verwundert. „Es ist doch Sonntag."

„Meinetwegen," brummte er. „Ich will mit den Pfaffen Nichts mehr zu thun haben. Sie taugen ebensowenig wie die weltliche Obrigkeit. Mach' Dich fort."

Das war ein neuer und ein viel härterer Schlag für sie, als die andern. Es wurde ihr nun wirklich angst und bange und sie betete in der Kirche recht inbrünstig für die Umkehr ihres Gatten. Als sie nach Hause kam, saß er mit blassem Gesichte und glanzlosen Augen beim Frühstücke.

„Rudolph," sagte sie mit gepreßtem Tone, „ich habe kein Geld mehr. Wenn ich heute Mittag kochen soll, mußt Du mir neues geben."

Er fühlte in die Tasche und legte ihr ein Paar Thaler auf den Tisch, indem er sprach: „Mehr habe ich nicht. Der Fabrikherr läßt uns darben."

„Der goldene Schweinskopf hat auch seinen Antheil daran," gab sie schmollend zur Antwort. „Das Geld wird höchstens bis Mittwoch Abend reichen. Die übrigen Tage können wir dann Hunger leiden."

„Du würdest es schon oft gethan haben, wenn ich nicht arbeitete, wie das liebe Vieh!" schnarrte er. „Nun aber schweige und verdirb mir den Sonntag nicht. Ich bin Deiner schlechten Predigten herzlich satt und mag Nichts mehr davon hören."

Drittes Kapitel.

Die Arbeiterversammlung.

Fridolin Porter hatte in dieser Woche keinen Morgen und keinen Abend vergehen lassen, ohne sich im Parke bei seinen Vögeln einzufinden, denn der Gesang der Nachtigallen wurde immer klangvoller und melodischer. Auch heute wanderte er nach der Messe hinaus, denn er hatte gestern bemerkt, daß die Vöglein Baustoff zu tragen begannen; sie mußten also heute am Nestbau sein. So war es in der That. Sie hatten das alte Nest auf dem Baumstumpfe auseinandergezaust und bereits eine neue Grundlage von trockenem Eichenlaube errichtet. Jetzt trugen sie mit einer unvergleichlichen Emsigkeit trockene Halme und Stengel herbei, aus denen sie eine Mulde zusammenbauten. Es war sehr unterhaltend zu schauen, wie

sie die Halme mit ihren Schnäbeln kunstgerecht durcheinanderflochten, um dem Ganzen eine solide Festigkeit zu geben. Ein Mensch hätte es so nicht fertig gebracht.

„Wahrlich," sprach Fridolin, „der liebe Gott hat jedem Wesen die Fähigkeiten gegeben, die ihm nöthig sind, um zweckgemäß zu leben. Die Thiere gebrauchen dieselben immer und überall richtig. Nur sehr selten geschieht es, daß eins faul und träge ist. Aber mit den Menschen ist es anders: sie sind beständig darauf bedacht, zu genießen, ohne sich zu mühen, und wenn ihnen dies nicht gelingt, so klagen sie die Welt und unsern Herrgott an und wollen gleich eine neue Ordnung der Dinge einführen. Etwas Gescheidtes brächten sie freilich nicht fertig, aber sie sind leider so kurzsichtig, daß sie sich für die einzigen und unfehlbaren Meister halten. Nun, ich schlage mich am liebsten auf die Seite der Thiere und lasse die Menschen laufen." — Halt," unterbrach er sich, „heute ist Sonntag und da habe ich der Trina versprochen, ihren Mann in die Schraube zu nehmen. Ich thue es nicht gern, aber ich habe einmal mein Wort gegeben, das muß ich halten."

Langsam und über die plötzliche Aenderung Rudolph's nachdenkend, schlenderte er den geschlängelten Parkwegen nach und blieb hier und dort, wo bereits ein frühes Gehölz in der Blüthe war, stehen. Auch geschah es wohl, daß ihm ein Bekannter begegnete, welcher ihn ein Stückchen Wegs begleitete und mit ihm plauderte. So war er endlich wieder in der Stadt angekommen. An der ersten Straßenecke sah er einen Haufen Menschen vor einem riesigen, blutrothen Placate stehen. „Es wird wieder eine Affen-

gesellschaft oder so Etwas angekommen sein," murmelte er im Weitergehen. „Das Volk kann ja ohne Schaustellungen und Lustbarkeiten nicht leben."

An einer zweiten und dritten Ecke stand abermals das Volk zusammen und wieder sah er das große Placat. Als es ihm noch öfters in die Augen fiel, konnte er sich doch nicht enthalten, näher zu treten und es zu lesen. Es war die Ankündigung einer großen Arbeiterversammlung, welche um drei Uhr stattfinden sollte. Das war nun eigentlich nichts Außerordentliches, denn die Arbeiterversammlungen waren recht an der Tagesordnung, aber das Auffallende bestand für Fridolin in der Unterschrift, welche lautete: „Konrad Merken, Präsident. — Rudolph Moosheim, Vicepräsident."

„Du mein Himmel," flüsterte Fridolin, „ist es schon so weit mit ihm gekommen, daß er mit an der Spitze steht und öffentlich seinen Namen hergibt, so ist sicher keine Zeit zu verlieren."

Er pflegte sonst erst am Nachmittage zu seinen Bekannten zu gehen, aber da schon auf drei Uhr die Versammlung angesagt war, so durfte er so lange nicht warten; er begab sich deßhalb sogleich zu dem Häuschen. Es sah von Außen noch immer so hübsch und freundlich aus, als sonst, und man hätte nicht vermuthen sollen, daß drinnen so viel Elend herrsche.

Trina war bei seinem Eintritte in der Küche beschäftigt. Er bot ihr einen freundlichen „guten Morgen!" und fragte, ob Rudolph zu Hause sei. An der frostigen Manier, wie sie ihm sagte: „Er ist drinnen!" merkte er recht gut, daß seit gestern wieder schlechtes Wetter gewesen, und es ging ihm in der That gegen

die Haare, sich in den Streit zu mengen, aber er mußte doch seinem Versprechen pünktlich nachkommen.

Rudolph Moosheim saß am Tische; die Unterredung, welche er so eben mit seiner Frau gehabt hatte, wurmte noch in ihm herum und er war zum Rede- und Antwortstehen nicht gut aufgelegt.

„Guten Morgen, Rudolph!“ nahm Fridolin das Wort; „ich muß schon am Morgen zu Dir kommen, weil es am Nachmittage zu spät ist. Ich sehe so eben auf den großen Zetteln, daß Du bei der Arbeiterbewegung die zweite Stelle einnimmst. Das ist mir sehr unlieb, denn ich weiß im Voraus, daß Du dabei den Kürzern ziehst. Als wohlwollender Freund rathe ich Dir, Dich von dieser Sache zurückzuziehen und still und bescheiden Deiner Arbeit nachzugehen.“

Rudolph war sonst gewohnt, dem Fridolin ehrerbietig zu begegnen, denn er hatte von seiner Kindheit an viel Wohlthaten von ihm erhalten. Heute nahm er aber einen andern Ton an.

„Ei, Herr Porter,“ gab er zur Antwort, „Sie sind kein Arbeiter und wissen nicht, wo einen der Schuh drückt, Sie können also auch nicht über unsere Verhältnisse urtheilen.“

„Ich bin allerdings kein Arbeiter mehr,“ gab Fridolin zur Antwort, „aber ich bin es eine hübsche Reihe von Jahren gewesen und zwar in derselben Fabrik, worin Du jetzt arbeitest. Ich glaube, ich bin noch jetzt im Stande, ebensogut, wie Du, meinen Strang Rothgarn zu färben.“

„Möglich, aber Sie haben Glück gehabt.“

„Etwas mehr, als jeder Andere, hauptsächlich aber das Glück der Arbeitsliebe, denn aus dieser folgte

alles Uebrige. Ich stieg allerdings ziemlich rasch, aber auch das war eine Folge meines Fleißes. So lange ich Arbeiter war, habe ich jede Woche ein kleines Sümmchen zurückgelegt und aus Kleinem ward nach und nach Großes."

„Aber wie sind Sie denn zu dem vielen Gelde gekommen, welches Sie jetzt besitzen?"

„Viel ist es nicht, mein Junge! Die meisten Menschen würden es sogar sehr wenig nennen, aber ich habe früh gelernt, alle unnöthigen Genüsse zu entbehren; da kommt man schon mit einem Geringen aus."

„Aber Sie mußten doch einmal zu dem kommen, was Sie jetzt haben."

„Auch das will ich Dir nicht verschweigen, mein Junge. Was ich mir gespart hatte, das belief sich auf etwa sechshundert Thaler, da wurde ich plötzlich von einer schweren Krankheit ergriffen und lag ein halbes Jahr lang fast ohne Bewußtsein. Herr Meynhold schätzte mich, weil ich ihm immer treu zur Seite gestanden hatte, deßhalb ließ er mich auf seine Kosten pflegen. Als ich allmählich genas, erklärte mir der Arzt, daß ich nicht mehr in die Fabrik zurückgehen dürfe, sondern mir eine andere und zwar eine sehr leichte Beschäftigung wählen müsse. Das traf mich wie ein Gewitterschlag, denn ich hatte nichts Anderes als Rothfärben gelernt. Da besuchte mich Herr Meynhold und sprach: „Fridolin, ich habe schon gehört, wie es steht, aber Du sollst deßhalb doch nicht brodlos werden. Unser bisheriger Portier bekommt einen besseren Posten, weil er sich immer brav und treu erwiesen; wenn Du seine Stelle annehmen willst, so

hast Du keine schweren Arbeiten zu verrichten, mußt aber sehr pünktlich in Deinem Dienste sein."

Es versteht sich von selbst, daß ich den Posten annahm und ich konnte nicht allein ganz gemächlich davon leben, sondern auch meiner Lieblingsneigung folgen und mir ein Paar Bauer voll Vögel halten, mit denen ich mich in den freien Augenblicken beschäftigte. Eigentlich kann ein vernünftiger Mensch nicht mehr wollen. Ich hatte aber noch ein anderes Glück, welches ich der besonderen Güte des Herrn Meynhold verdankte. Er sagte eines Tages zu mir: „Fridolin, willst Du Dein Geld auf Gewinn und Verlust riskiren, so kannst Du es in mein Geschäft legen."

Lange schwankte ich hin und her, ob ich's thun sollte oder nicht, denn ich hatte erlebt, daß Herr Meynhold sehr bedeutende Summen verloren und es war nicht unmöglich, daß es mir grade so erging. Auf der andern Seite stand mir auch Gewinn in Aussicht und ich wußte nicht, ob ich mich für oder wider entschließen sollte. Endlich that ich das Erstere und wurde nun also für meine kleine Summe Geschäftstheilhaber. Das Glück war mir hold; ich gewann in wenigen Jahren so viel, daß ich mit meinen mäßigen Ansprüchen davon leben konnte. Um diese Zeit wurde ich wieder krank und der Arzt rieth mir, meinen Posten niederzulegen und möglichst viel in freier Luft zu leben. Ich befolgte seinen Rath und hatte es wahrlich zur rechten Zeit gethan, denn kurz nachher verlor Herr Meynhold so große Summen, daß er bis vor wenigen Jahren schwer daran zu tragen hatte."

Rudolph hatte dem Berichte mit großer Unlust

zugehört. „Sie haben gut reden," platzte er jetzt heraus, „aber ich muß vom Morgen bis zum Abend arbeiten, daß mir der Schweiß auf der Stirne steht."

„Hm," antwortete Fridolin kopfschüttelnd, „das ist einmal des Menschen Loos. Nachdem unsere Stammeltern im Paradiese den Befehlen Gottes ungehorsam geworden, schleuderte er auf sie und ihre Nachkommen den Fluch: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen."

„Aber dieser Fluch hat sich nicht auf Alle fortgeerbt, sondern nur auf die Armen und Geringen."

„Das ist ein Irrthum, Rudolph; der größte Theil der Menschen ist zum Arbeiten gezwungen. Der Eine thut es mit den Armen und Beinen, der Andere mit dem Kopfe. Wenn ich mich in der Welt umsehe, so finde ich, daß vom Straßenkehrer bis zum Könige Alles arbeitet. Der liebe Gott hat überdieß seinen Fluch in Segen umgewandelt; denn die Arbeit macht glücklich und zufrieden, und die Wenigen, welche es nicht thun, sind sich selbst und Andern zur Last."

„Ich bestreite das, Herr Porter, und behaupte, daß man um so glücklicher ist, je weniger man zu thun hat."

„Behauptungen sind leicht aufgestellt, aber sie müssen sich auch bewahrheiten. Schau, Rudolph, so lange Dir der rothe Fuchs den Kopf noch nicht verwirrt hatte, gab es keinen fleißigeren Arbeiter, als Dich. Du warst dabei glücklich und zufrieden, Dein Ehestand war ein wahres Paradies und Du legtest jede Woche eine kleine Summe zurück. Wie aber verhält es sich jetzt? Du bist vom Morgen bis zum Abend mürrisch und liegst mit Trina beständig im

Zanke; statt vorwärts zu kommen, gehst Du zurück, denn Du vergeudest die Hälfte Deines Lohnes im goldenen Schweinskopfe und aus Deinem Paradiese ist eine wahre Hölle geworden. Wenn Du dem widersprechen kannst, so thue es."

„Wer trägt die Schuld daran, Herr Porter? Nicht wir Arbeiter, sondern die Fabrikherren, denn sie stecken den Gewinnst in ihre Tasche und wir, die wir doch die Arbeit thun, haben kaum schwarzes Brod."

„Nun, bisher hast Du auch noch Kartoffeln und Fleisch dazu gehabt; übrigens wüßte ich nicht, wie es anders gehen sollte. Wer doch die Fabrik hat und das Kapital hergibt, der muß doch auch seine Rechnung finden."

„Da liegt gerade der Hase im Pfeffer. Das Kapital ist es, was uns Alle todt macht."

„Rudolph," sprach Fridolin in einem etwas barschen Tone, es ist nicht schwer, Deine Einwürfe zu widerlegen, aber der Fuchs hat Dich so confus im Kopfe gemacht, daß Du roth für blau und grün für weiß ansiehst. Ich fürchte, Dir ist nicht zu helfen, bis Du durch Schaden klug geworden bist. Verschiedenheit der Stände muß es geben und wird es immer geben, so lange die Welt besteht. Wer das nicht einsieht, der hat, wie Du, ein Brett vor dem Kopfe. Wenn ich nicht mit Deiner braven Frau Mitleid hätte, dann würde ich kein Wort an Dich verschwenden. Jetzt aber muß ich Dir den guten und wohlgemeinten Rath geben: Zieh Dich von dem Fuchse zurück und arbeite fleißig, sonst nimmt es ein schlechtes Ende."

Wir werden's schon durchsetzen, daß es anders

kommt," gab Rudolph trotzig zur Antwort und verließ das Haus.

Fridolin ging mit betrübtem Herzen in die Küche und sprach zu Trina: „Mit Dem ist vor der Hand Nichts anzufangen; er hat sich schon zu fest in seine tollen Ansichten verrannt. Du mußt aber Geduld mit ihm haben und den Zorn nicht Meister werden lassen, sonst ist Alles verloren."

Trina weinte, daß die eine Thräne die andere jagte, aber sie konnte kein Wort hervorbringen. Traurig und niedergeschlagen wanderte Fridolin seiner Wohnung zu und mühte sich in Gedanken vergebens ab, ein Heilmittel für den Verirrten zu finden. Eine Stunde lang beschäftigte er sich wieder mit seinen Vögeln, während ihm die Geschichte immer durch den Kopf ging. „Hm," brummte er, „es ist zwar etwas gefährlich, aber ich will's doch wagen und in die Versammlung gehen. Wer weiß, ob der liebe Gott nicht dazwischen tritt und durch die schlichte Rede eines ehemaligen Arbeiters ihre Herzen wieder auf den rechten Weg lenkt."

Mit diesem Entschlusse setzte er sich zu seinem einfachen Mittagessen, aber es schmeckte ihm heute nicht, weil er mit seinen Gedanken immer in dem kleinen Häuschen mit den grünen Läden war.

Als es vom Kirchthurme drei Uhr schlug, begab er sich auf den Weg zum Versammlungslocale. Auf dem Hingange sah er fast nur Leute, welche der Faulheit und dem Genusse fröhnten, sehr Wenige aber, denen die Arbeit Freude machte. Er konnte also mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, wie die Beschlüsse der Versammlung ausfallen würden; dennoch setzte er

seinen Weg fort. Der Saal war schon ziemlich mit Leuten angefüllt, wovon die Meisten ein verwildertes und dabei sehr mißvergnügtes Aussehen hatten. Fridolin begab sich in die Nähe des Rednerstuhles, wo noch ein Plätzchen frei war. Die Leute nickten ihm freundlich zu und schüttelten ihm die Hand, denn sie kannten ihn als einen Freund der Arbeiter. Nach und nach wurde das letzte Plätzchen besetzt und Viele standen noch an der Thür und an den Wänden herum.

Jetzt erhob sich im entlegensten Theile des Saales der rothe Konrad Merken und schritt, von Rudolph Moosheim gefolgt, dem Präsidentensitze zu. Diesen langen Weg nahm er mit Absicht, denn es schmeichelte seinem Stolze, daß die Leute ihn alle ansahen und sich zuflüsterten: „Das ist der Präsident."

Oben angekommen, ergriff er die Schelle und kündigte die Eröffnung der Sitzung an. Dann hielt er eine sehr lange Rede, die sehr reichlich mit Schlagwörtern gespickt war. Es war nicht leicht, zu verstehen, was er eigentlich wollte, aber dem aufmerksam horchenden Fridolin wurden doch die Hauptpunkte klar. Er behauptete nämlich, daß alle Menschen gleich seien und gleiche Rechte hätten, daß also der jetzige Zustand, in welchem eine kleine Minderheit auf Kosten der großen Arbeitermenge schwelge, ein ungesunder und verwerflicher sei, daß das Kapital und die Pfaffen diesen unerträglichen Zustand verursacht hätten und daß Abhülfe kommen müsse.

Nach ihm meldeten sich noch eine Reihe von Rednern zum Worte, welche weidlich auf die Reichen schimpften, ohne etwas Neues vorzubringen.

Nach zwei Stunden constatirte der Präsident, daß die ganze Versammlung mit seinen Ansichten einverstanden sei. Da aber erbat sich Fridolin das Wort und es mußte ihm gegeben werden. Er bestieg den Rednerstuhl und hub an: „Meine Freunde, das Reden ist meine Sache nicht, aber aus Liebe zu Euch und Euern Familien fühle ich mich doch veranlaßt, meine Ansichten nicht zu verschweigen. Ich habe mir die Hauptpunkte gemerkt, welche der Herr Präsident vorgebracht, und will sie der Reihe nach behandeln. Zuerst behauptet er, die Menschen seien alle gleich und hätten deßhalb gleiche Rechte. Meine Freunde, das ist eine so oberflächliche und unwahre Behauptung, wie ich selten eine gehört habe. Und dafür den Beweis zu bringen, brauche ich nicht einmal außerhalb dieses Saales zu suchen. Ich sehe hier Männer, welche breite Schultern, kräftige Arme und Beine und einen riesigen Wuchs haben, Leute, die im Stande sind, ein Hufeisen krumm zu biegen. Ich sehe aber auch überaus schwächliche Kerlchen hier, die kaum über die Zwergesgröße hinauskommen und deren Arme und Beine eher Schwefelhölzern, als Stierknochen ähnlich sehen. Ich will vom Aussehen gar nicht einmal sprechen, denn es gibt hier im Saale keine zwei Gesichter, die sich vollkommen ähnlich sind, und der Herr Präsident ist der einzige Mann in der Versammlung, welcher brandrothes Haar hat.“

Dieser letzten Aeußerung folgte ein schallendes Gelächter. Konrad Merken wollte ihm das Wort entziehen, aber Fridolin hatte die Lacher auf seiner Seite und der Ruf: „Ausreden! Ausreden!“ wurde immer stürmischer.

Nachdem die frühere Stille wieder eingetreten war, fuhr Fridolin in seiner Rede fort: „Nun, meine Freunde, aus dieser Ungleichheit des Körpers folgen auch Ungleichheiten der Rechte. Wer das nicht gleich einsieht, der ist vernagelt; aber ich will es doch an einigen Beispielen erläutern: Wir wollen einmal den Riesen und den Zwerg neben einander stellen. Wenn die Beiden zusammen es unternehmen, einen Baum umzuhauen, so schlägt der Riese mit einem Streiche tiefer, als der Zwerg mit zehn Streichen. Er fällt also auch zehn Bäume, während der Zwerg nur einen umkippt. Ich denke, Jedermann wird es billig finden, daß er auch mehr verdient, und er wird sich sicher das Recht nicht nehmen lassen, einen größeren Lohn zu beanspruchen, als der Zwerg. Ferner: Wenn in einer Fabrik, wo auf Stückzahl gearbeitet wird, der Eine in einer Stunde doppelt so viel fertig bringt, als der Andere, hat er dann nicht auch das Recht, den doppelten Lohn zu fordern? Nun gibt es aber auch Faule und Fleißige. Wie es da mit den Rechten aussieht, brauch' ich auch wohl gar nicht zu sagen.

Der Mensch besteht übrigens nicht allein aus dem Körper, sondern hat auch eine Seele und hier herrschen wieder ebenso große Verschiedenheiten. Ihr braucht nur einmal in eine Schule zu gehen, so findet Ihr Buben, denen der Lehrer weder mit der Zunge, noch mit dem Stocke Etwas beibringen kann, während andere gleichsam von selbst lernen und sich gar nicht anzustrengen brauchen. Seht einmal zu, ob das große Heer der Menschheit nicht zum Theil aus Eseln und Stockfischen, zum Theil aus mittelmäßigen und zum Theil aus klugen Köpfen besteht. Wer da sagen wollte,

die Dummen und die Klugen hätten gleiche Rechte, der gehört selbst zu den Dummen, denn er sieht nicht ein, daß ein dummer und ein kluger Fabrikarbeiter von selbst ungleich werden, weil der Kluge die Sache geschickt und der Dumme sie ungeschickt anfaßt, also der Eine schnell und der Andere langsam verdient. Es gibt Schneider, die so ungeschickt sind, daß sie jede Hose verderben, und Schuster, die allen Kunden Hühneraugen machen. Wer unter Euch ist thöricht genug, bei ihnen eben so gern seine Bestellungen zu machen, als bei den geschickten Handwerkern? Ihr räumt ihnen also in der Praxis selbst keine gleichen Rechte ein. Ihr seht demnach, meine Freunde, daß die Menschen durchaus nicht gleich sind und daß sie in Folge dessen auch keine gleichen Rechte haben. Ich glaube, Ihr seid Alle mit mir einverstanden, wenn ich sage, an diesen Ungleichheiten sind die Pfaffen nicht schuld, denn sie können sicherlich nicht dafür, ob der Eine groß und der Andere klein, Dieser klug und Jener dumm ist.

Es hat mich gewundert, daß der Herr Präsident nur von Rechten und nicht auch von Pflichten gesprochen hat. Ich kann mir gar nicht denken, daß er glaubt, die Menschen hätten keine Pflichten. Sie haben deren allerdings, aber ich will gleich hinzusetzen, daß sie nicht gleiche Pflichten haben. Warum? Nun, es ist doch wahrlich einleuchtend, meine Freunde, daß der Zwerg nicht dieselbe Pflicht haben kann, so starke Hiebe zu führen, als der Riese. Wer ihm diese Pflicht aufbürdete, würde etwas Unmögliches verlangen und also ein ausgesprochener Narr sein. Wer vom Dummen dieselbe Geistesthätigkeit verlangt, wie vom Klugen,

Der weiß nicht, was er will. Also sind die Rechte wie die Pflichten verschieden."

Fridolin that nach dieser Lungenanstrengung einen Schluck aus seinem Glase, denn die Kehle war ihm trocken geworden. Auch die Zuhörer benutzten den Augenblick, um sich dieselben anzufeuchten und hin und wieder gab es Leute, welche ganz unverhohlen sagten: „Er hat sehr vernünftig gesprochen!"

Der Präsident wollte nun den Redner wegdrängen und sich selbst auf die Tribüne begeben. Fridolin aber hielt festen Stand und rief: „Ich bin noch nicht fertig und wünsche, daß man mich ausreden läßt."

„Ausreden! Ausreden!" ertönte es im Saale.

„Meine Freunde," hob Fridolin von Neuem an, „ich gehe nun zum zweiten Punkte über. Der Herr Präsident hat die Behauptung aufgestellt, daß eine kleine Minderheit auf Kosten der großen Arbeitermenge schwelge und dieser Zustand ein ungesunder und verwerflicher sei. Wer nicht weiter über die herrschenden Zustände nachdenkt, für den mag es außerordentlich verführerisch sein, zu wünschen, daß er aus einem armen Arbeiter plötzlich ein reicher Baron oder gar ein Graf werde, oder daß die Fabrik, worin er bisher gearbeitet hat, nun Knall und Fall ihm zugehöre. Daß es aber so nicht gehen kann, liegt auf der Hand, denn es würden die Zustände dadurch nicht geändert, sondern nur andere an die Stelle der jetzigen treten. Wir wollen einmal zusehen, wie die glückliche Minderheit zu ihrem Vermögen gekommen ist; zunächst betrachten wir die reichen Fabrikanten. Ihr kennt sie alle so gut, als ich, und wißt, daß viele darunter sind, welche ehedem ebensogut Arbeiter waren,

als ihr. Sie haben sich durch ihren größeren Fleiß und ihre größeren Kenntnisse allmählich emporgeschwungen. Kann man Jemandem verbieten, fleißig und geschickt zu sein? Sind unter Euch nicht Viele, die mehr verdienen, als Andere? Was würdet Ihr sagen, wenn man Euch zumuthete, weniger fleißig und weniger geschickt zu sein und also auch weniger Geld zu verdienen? Ihr würdet sagen: Das ist eine Dummheit und ich wäre ein Esel, wenn ich zwanzig Groschen verdienen kann und sollte mich mit zehn begnügen. Das einzige Mittel ist hier, es an Fleiß und Geschicklichkeit Andern zuvorzuthun. — Nun gibt es noch andere Fabrikanten, die ihr Geld geerbt haben und es jetzt vermehren. Nach der Meinung des Präsidenten sollten sie eigentlich ihr Geld nicht behalten und wem sollten sie es denn geben? Auf der ganzen Welt ist doch Niemand, der ein größeres Anrecht darauf hat, als sie selbst. Wenn sie es aber behalten und im Kasten liegen lassen, so hat kein Mensch Nutzen davon; jetzt kommt es doch unter die Leute und diese haben also eigentlich einen Antheil daran. Außer den Fabrikanten gibt es noch andere reiche Leute, die müßten nach der Anschauung des Präsidenten sich ebenfalls ihres Reichthums entledigen. Nun, sie thun es zum Theil, weil sie viel ausgeben, theils für Essen und Trinken, theils für Wohnung, theils für Wagen und Pferde. Wenn sie das aber nicht thäten, so hätten ja die übrigen Menschen gar Nichts davon. Der Herr Präsident nennt das Schwelgen auf Kosten der Minderheit. Es mag welche unter ihnen geben, die schwelgen, aber es gibt auch Schwelger unter uns. Von den Arbeitern gibt es viele, welche ihren Verstand im Bier

und Branntwein ersäufen, während daheim Frau und Kinder nach Brod schreien. Die vornehmen Schwelger thun es in feinen Weinen. Schwelger bleibt Schwelger; wer mehr ißt und trinkt, als es seine Verhältnisse erlauben und sein Magen vertragen kann, der ist ein verächtlicher Mensch, mag er nun Arbeiter oder Graf sein. Der Sträflichste aber ist der, welcher seine Angehörigen dadurch leiden läßt. Die Vornehmen und Reichen aber machen ihre Ausgaben nicht auf Kosten, sondern zum Vortheile der großen Arbeitermenge, weil sich ihre Ausgaben unter Viele vertheilen. Dieser Zustand, sagt der Präsident, ist ein ungesunder und verwerflicher. Es scheint so, und ich für meinen Theil möchte wirklich wünschen, daß die Reichen etwas weniger und die Armen etwas mehr hätten, aber ich sehe bis jetzt noch nicht die Möglichkeit ein, wie das gemacht werden kann. Wir wollen uns aber einmal auf den Standpunkt stellen und unsere Stadt annehmen. Sie hat siebenzigtausend Einwohner und ich denke mir, daß siebenzig Millionen Thaler in derselben vorhanden sind. Müssen nun die Besitzenden den Nichtbesitzenden mitgeben, so daß sie Alle gleichviel hätten, so würde Jeder auf den Kopf tausend Thaler bekommen und also im Jahre fünfzig Thaler zu verzehren haben. Das wäre nicht besonders viel. Jeder müßte noch tüchtig arbeiten, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Durch die gleichmäßige Vertheilung des Geldes würde der Fleißige nicht zum Faulen und der Faule nicht zum Fleißigen; Geschicklichkeit und Dummheit würden auch auf derselben Seite bleiben, wo sie jetzt sind. Was wäre die Folge? Die Schwelger vertränken ihr Geld in wenigen Tagen und die Andern bekämen es;

die Fleißigen und Geschickten würden mehr verdienen und in kurzer Zeit wieder reich werden. Das ist noch der günstigste Fall, den ich mir denken kann. Es würde aber wahrscheinlich viel schlimmer kommen: die Fabrikanten hätten dann kein Geld mehr, um ihre Geschäfte weiter zu treiben. Sie müßten sie still stellen und die Arbeiter würden noch ärmer, als sie jetzt sind. Wenn Jeder eine ganze Million bekäme, so bliebe es dieselbe Geschichte, und ich behaupte, daß ohne den Unterschied von Arm und Reich die Welt nach und nach in einen Zustand der Barbarei und Wildheit versänke, wie man ihn heute noch bei den Menschenfressern findet."

Nach einer kleinen Pause fuhr Fridolin Porter fort: „Daß es wirklich so ist, könnte ich Euch sonnenklar beweisen, aber es würde etwas lange dauern, deßhalb muß ich darauf verzichten. Ich komme nun zum letzten Punkte. Der Herr Präsident sagt, das Kapital und die Pfaffen seien Schuld an diesen ungesunden Zuständen. Was das Kapital angeht, so habe ich Euch schon gesagt, daß Ihr es heute vertilgen könnt und daß es morgen wieder da ist. Nun bin ich aber weit entfernt, meine Freunde, der Anhäufung des Kapitals das Wort zu reden. Ich weiß vielmehr recht gut, daß es eine Macht ist, welche nur allzuhäufig die Anstrengungen der Armen zu nichte macht; ich gebe sogar zu, daß seiner Uebermacht ein Damm entgegengesetzt werden muß; aber es geht mit dem Kapital, wie mit jeder andern Kraft: man kann sie nur überwinden, wenn man ihr eine andere, gleiche entgegenstellt. Wie das zu machen, das ist noch eine offene Frage und ich will mich heute nicht an der Lösung versuchen. Viel-

leicht wäre es besser, das Geld ganz abzuschaffen, nicht wahr? Nun, Ihr mögt es in dieser Form heute abschaffen, so kommt es morgen in einer andern wieder. Ohne irgend ein Werthzeichen kann die Welt nicht bestehen und die Anhäufung der Werthzeichen macht eben das Kapital aus. Man würde wahrscheinlich wieder zum Zustande der Sklaverei zurückkehren, wenn man das Geld abschaffte. Versuche sind in dieser Richtung schon in alten Zeiten gemacht worden, aber sie scheiterten. Nun zu den Pfaffen! Sie sollen Schuld daran sein, daß die Reichen all das viele Geld haben und daß die Arbeiter arm sind. O, Ihr Verblendeten, die sich solchen Unsinn vorschwatzen lassen, ohne vor Zorn zu erröthen. Schlagt einmal Euer Evangelium auf, wo Ihr wollt, und Ihr werdet auf jeder Seite finden, daß es die Verachtung des Reichthums und die Genügsamkeit predigt. Es spornt auch zur Mäßigkeit, zur Tugend, zur Sparsamkeit an. Es ermahnt die Reichen, der Armen zu gedenken und sich nicht Schätze für die Erde, sondern für den Himmel zu sammeln. Unsere Priester sind stets auf unser Glück bedacht. Wenn wir Alles thäten, was sie uns sagen, so würden wir uns weder über die Arbeit beklagen, noch uns nach verwerflichen Genüssen sehnen. Wir würden ein ruhiges Gewissen, ein reines Herz und einen zufriedenen Sinn haben; aber weil wir nicht auf ihre Worte hören, darum schießt das irdische Unkraut immer höher in uns empor und die Himmelsblume Tugend verkümmert mehr und mehr."

Jetzt konnte es der Präsident nicht länger aushalten. „Meine Herren!" rief er mit zorniger Stimme, „wir sind zusammengekommen, um zu hören, wie wir

aus unsern jämmerlichen Zuständen herauskommen und dieser Pfaffenfreund schwätzt uns vor, daß wir Alles genug haben. Solche Reden kann ich nicht dulden. Ich entziehe im das Wort."

„Ausreden! Ausreden!" rief ein Theil der Anwesenden. „Schluß! Schluß!" schrieen Andere.

Da Konrad Merken sah, daß er den Kürzern zog, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er die Versammlung schloß, die denn auch mit großem Geräusche und verschiedenen Meinungen auseinanderging.

Viertes Kapitel.

Der letzte Funke des häuslichen Friedens erlischt.

Fridolin ging mit einem Gefühle der Befriedigung aus der Versammlung, denn er hatte sich überzeugt, daß wenigstens nicht alle Mitglieder des social-demokratischen Vereins Unmögliches von der menschlichen Gesellschaft verlangten. Er lebte nun der festen Ueberzeugung, daß bei diesen seine wohlgemeinten Worte am Ende doch noch durchschlagen würden und deßhalb nahm er sich vor, auch in der Folge die Arbeiterversammlungen nicht unbesucht zu lassen. Er hatte den ersten Besuch eigentlich nur Rudolph's wegen unternommen, aber da er sah, daß er auch für einen größeren Kreis wirken konnte, so nahm er sich fest vor, Alles, was in seinen Kräften stand, zu thun, um den drohenden Bruch zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu verhin-

dern. — Sein Weg führte wieder durch den Park und er hatte das Vergnügen, auch heute die Nachtigallen zu hören. Er wußte, daß in dem Bereiche höchstens sechs Männchen angesiedelt waren, aber man hätte glauben sollen, es seien ihrer mehrere Dutzend, so reich und voll erklang das Concert. Lange horchte er mit vollem Entzücken den wahrhaft melodischen Klängen und hätte wohl die ganze Nacht da bleiben mögen. Nur langsam und zögernd schlenderte er weiter, denn auf seinem Wege hatten sich die Büsche nach und nach mit Nachtigallen besetzt und so war denn des Schlagens und Lockens keine Ende. „Welche Freudigkeit, welche Lust am Leben, welche Zufriedenheit!“ lispelte er still vor sich hin. „Wenn es so auch unter den Menschen wäre! aber die Nachtigall bleibt jahraus, jahrein bei ihrem schlichten Futter und ihrem einfachen Kleide, während die Menschen mit ihren Genüssen immer höher hinaufstreben und in der Bekleidung einen immer größeren und unvernünftigeren Luxus entwickeln. Ach, wir könnten auch gar leicht fertig werden und brauchten uns nicht halb so sehr zu mühen, wenn wir nur das Unnöthige von uns thun wollten; aber ein einziger Narr macht ihrer tausend und so wachsen sie in's Unzählbare. Wenn der liebe Gott nicht einen Schlag hineinthut und dem verblendeten Volke mit Gewalt die Augen öffnet, so ist eine Explosion kaum zu vermeiden.“

Die folgenden Tage begab sich Fridolin regelmäßig an sein Nest und die Nachtigallen waren seines Anblickes und seiner Harmlosigkeit schon so gewöhnt, daß sie ihn dicht herankommen ließen. So wurde er denn Zeuge, wie sich die mattglänzenden, grünlich-braungrauen Eierchen bis auf sechs vermehrten.

Nun ging das Brüten los. Das Weibchen saß Tag und Nacht auf den Eiern; das Männchen pflanzte sich daneben auf einen Zweig und verkürzte ihm die Zeit mit seinem seelenvollen Gesange. Gegen Mittag aber mußte es das Weibchen auf einige Stunden im Brüten ablösen und dann verstummte sein Gesang gänzlich, denn es nahm das Geschäft sehr ernst.

Konrad Merken und Rudolph Moosheim machten keine Studien an den Nachtigallen; ihr verbittertes Gemüth hörte kaum das Schlagen. Der Präsident hatte am vorigen Sonntage gemerkt, daß ihm durch den verhaßten Fridolin Porter Terrain verloren gegangen war. Das mußte um jeden Preis wieder eingebracht werden; deßhalb benutzte er jede freie Minute und ging von Fabrik zu Fabrik, um die Arbeiter mit ihrer Lage unzufrieden zu machen und gegen ihre Brodherren aufzuwiegeln. Natürlich mußte auch Rudolph einen Theil dieser Arbeit übernehmen. Abends trafen sie dann im goldenen Schweinskopfe zusammen, nahmen neue Mitglieder auf, hielten blitzende und donnernde Reden und bereiteten den Boden für die nächste Versammlung vor.

„Diesmal soll uns der Schwätzer keinen Schaden thun," sagte Konrad Merken am Samstag Abend, und damit ihm das Reden überhaupt unmöglich werde, stellte er eine Anzahl von Schreiern an, welche ihn von der Tribüne herabdonnern sollten, wenn er ein Wort zu ihrem Nachtheile fallen lasse.

Am folgenden Tage prangten abermals die riesigen Zettel an den Straßenecken und alle Arbeiter wurden mit sehr eindringlichen Worten eingeladen, zur bestimmten Stunde zu erscheinen. Nachdem Fridolin einen Zettel gelesen und sich die Tagesordnung gemerkt hatte,

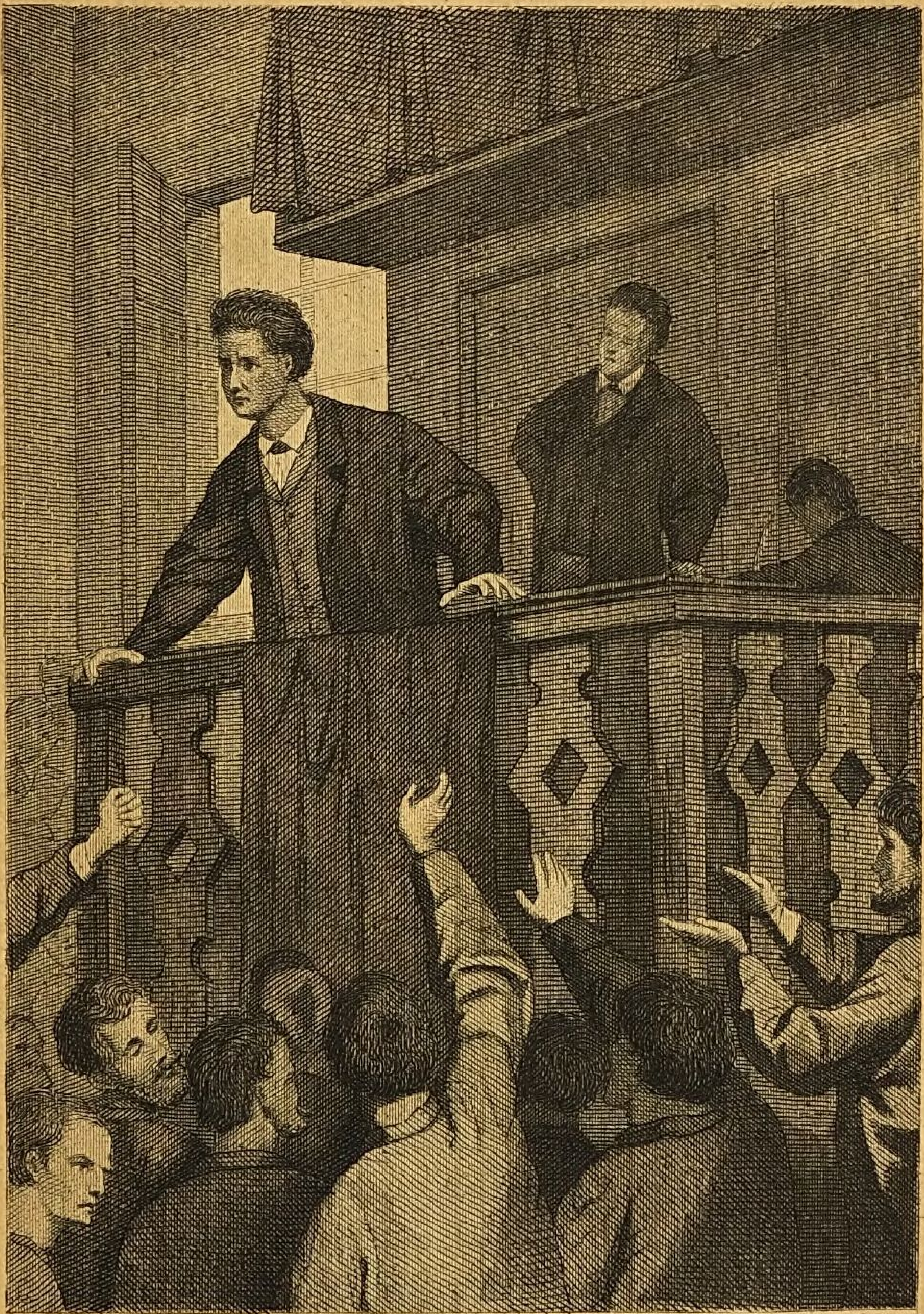
begab er sich in das Versammlungslocal. Er war der Erste und konnte sich also einen guten Platz aussuchen. Es dauerte nicht lange, so kam eine Schaar seiner Bekannten, welche ihm den bestehenden Plan mittheilten.

„Hm," sagte er, „wenn sie es ernstlich wollen, so werde ich schwerlich zu Worte kommen, und das wäre schade, denn die armen Menschen rennen auf diesem Wege ihrem Verderben entgegen. Ihr müßt Euch im Saale vertheilen, Anhänger werben und verlangen, daß ich gehört werde."

Diese Verabredung war kaum getroffen, als die Socialisten von allen Seiten herbeiströmten. Bald war der Saal gefüllt und noch immer drängten neue Schaaren nach. Der Präsident ging mit stolz erhobenem Haupte zur Rednertribüne, rief den Vicepräsidenten herbei und handhabte die Schelle, bis im ganzen Saale Ruhe eintrat.

„Meine Herren," hob er an, „das fortwährende Wachsen unseres Vereines zeigt deutlich genug, daß die Arbeiter in ihrer großen Mehrzahl ihre unwürdige Stellung begreifen. Vor noch nicht langer Zeit lagen wir Alle im Schlummer und ließen die Unbilden, welche an unserm Stande haften, schweigend über uns ergehen. Die Pfaffen hatten uns so lange von Demuth, Unterwerfung und Duldung vorgeschwatzt, daß wir schließlich selber glaubten, es sei eine Tugend, sich mit Füßen treten zu lassen. Meine Lehre ist eine andere: Ich sage Euch, daß wir unser schlechtes Loos verdienen, wenn wir uns nicht ganz entschieden zur Wehre stellen. Wir müssen uns eine ganz andere Denkungsart angewöhnen, und das können wir nicht, wenn wir uns auch noch in der Zukunft von den Pfaffen hänseln lassen.

S. 61.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, die Fabrikarbeiter.

Fort mit dieser Religion, die uns in den Banden der Knechtschaft hält! Was uns die Pfaffen vorschwatzen, ist erlogen. Wir brauchen sie nicht. Unsere Religion ist nur dann heilig, wenn sie lehrt, daß wir uns nicht länger wollen mißbrauchen lassen. Wenn es wirklich einen Gott gibt, was bei vernünftigen Menschen stark bezweifelt wird, so ist er wenigstens ein sehr ungerechter Gott, weil er neun Zehntel der Menschen am Hungertuche nagen läßt, während ein Zehntel im Ueberflusse lebt. Eine kleine Anzahl von Menschen hat sich in das Gold der Erde und in die Aemter der Königreiche getheilt, während wir zum ewigen Sklavendienste der Arbeit verurtheilt sind; aber wehe, dreifach wehe, wenn wir unsere Kraft gebrauchen. Wir werden alle diese Schmarotzer am Leibe der Arbeiter unter unsere Füße treten und selbst das Ruder der Regierung ergreifen. Dann werden wir die Befehle dictiren und sie werden sie ausführen."

Ein brüllendes Beifallsgeschrei erhob sich, denn die Socialdemokraten wollten alle gerne Regierungsräthe oder Minister oder gar Fürsten sein.

Strahlend vor Freude fuhr der Präsident fort: „Euer Ehrgefühl ist endlich geweckt, darum werdet Ihr erhalten, was ich für Euch fordere. Wir können freilich nicht Alles mit Einem Schlage erhalten; aber wir werden nach und nach den Boden unterwühlen und so lange ein Recht nach dem andern nehmen, bis wir sie alle haben. Zunächst wollen wir die Fabrikherren auffordern, unsern Lohn um 25 pCt. zu erhöhen und die Arbeitszeit um zwei Stunden täglich zu vermindern. Gehen sie darauf ein, so haben wir einen guten Anfang gemacht, thun sie es nicht, so zwingen wir sie, in-

dem wir die Arbeit einstellen. Wenn ihre Fabriken still liegen, so werden sie schon zu Kreuze kriechen und unsere Forderungen bewilligen."

Natürlich folgte jetzt ein ungeheurer Beifallssturm, und alle Redner, welche nach ihm sprachen, drückten sich in demselben Sinne aus.

„Wir haben glänzend gesiegt," flüstete der Präsident dem Rudolph Moosheim zu. „Mag nun der Vogelkönig kommen, er wird Nichts ausrichten!"

Fridolin meldete sich zum Wort. Der Präsident gab mit einem Lächeln auf den Lippen und mit einem gnädigen Kopfnicken seine Zustimmung.

Fridolin hatte die Rednertribüne noch nicht erreicht, als die Freunde des Präsidenten zu rufen begannen: „Nicht reden! Nicht reden!" Fridolin ließ sich davon nicht stören, sondern betrat die Tribüne. Die Schreier wurden nun sehr hitzig, sprangen auf und stürzten der Tribüne zu. Nun mengten sich auch Fridolin's Freunde hinein, welche das gerade Gegentheil verlangten. Es gab ein Durcheinander, daß Einem Hören und Sehen verging, und es war schwer, zu unterscheiden, auf welcher Seite die größere Anzahl Stimmen waren. Da sprang ein riesiger Schmied auf den Tisch und rief mit einer Stimme, welche die Wände erdröhnen machte: „Ei, Herr Präsident, sollen wir hier nur Ihre und Ihrer Freunde Meinung hören, so ist von Belehrung und ernster Untersuchung keine Rede. Wir müssen durchaus beide Meinungen hören, um urtheilen zu können, wer Recht hat. Wenn das nicht geschieht, so schließe ich mich aus, und mit mir noch viele Andere."

„Wir auch, wir auch!" ertönte es von vielen Seiten.

Nun hatte Fridolin gewonnen Spiel und er benützte die entstandene Ruhe, um seine Rede zu beginnen.

„Meine Freunde!“ rief er so laut, daß es in den entferntesten Winkeln des Saales verstanden werden konnte. „Der Herr Präsident und die übrigen Redner haben so ziemlich dasselbe gesagt; es genügt deßhalb, wenn ich mich an die Worte des Präsidenten halte. Nach der Behauptung desselben ist die Stellung der Arbeiter eine unwürdige. Ich verstehe nicht ganz genau, was er damit meint. Wenn er mit seinem Ausdrucke den Sinn verbindet, die Beschäftigung des Arbeiters sei keine würdige, so entgegne ich ihm, daß ich schon das vorige Mal darauf hinwies, daß die Arbeit im Allgemeinen von Gott befohlen ist und daß sie das Leben süß macht. Es kommt dabei weniger darauf an, welcher Art unsere Arbeit ist, als mit welcher Treue und Kenntniß sie geschieht. Der fleißige Fabrikarbeiter füllt sein Platz ebenso würdig aus, als der hochgestellte Minister. Es gibt freilich Leute, welche den einfachen und schlecht gekleideten Fabrikarbeiter von der Seite ansehen, aber das sind unvernünftige Menschen und an dem Urtheile der Unvernünftigen kann uns nicht viel liegen. Die Einsichtigen wissen dagegen auch den niedrigen Arbeiter zu schätzen. Wenn die Arbeiter stolz auf ihren Stand wären, so würde ihnen Jedermann mit Achtung begegnen, aber weil sie sich häufig ihres Standes schämen und gerne mehr sein möchten, so bringen sie Andere auf den Gedanken, es sei mit demselben nicht weit her. Wahrscheinlich hat der Redner sagen wollen, die Arbeiter würden von der menschlichen Gesellschaft niedergedrückt und unwürdig behandelt und man müsse sie von den Fesseln befreien, mit denen sie gebunden seien.

Nun, meine Freunde, ich bin der Letzte, welcher nicht denselben Wunsch hat, wenn nur der richtige Weg dazu eingeschlagen wird. Ich möchte aber hier hervorheben, daß der Arbeiter schon jetzt eine andere Stellung einnimmt, als früher. Werfen wir einen Blick auf die vergangenen Jahrhunderte zurück, so werden wir finden, daß er früher mit seinem Leibe und seiner Seele ein wirklicher Sklave war, mit welchem sein Herr beginnen konnte, was ihm beliebte, selbst über sein Leben konnte er verfügen. Unser heutiger Arbeiter ist ein freier Mann, der seinen Arm nur Dem zu leihen braucht, der ihm gefällt und der ihn bezahlt. Was sein bürgerliches Leben angeht, so ißt, trinkt und wohnt er jetzt besser, als in früheren Jahrhunderten der Herr. Es sind ihm jetzt auch geistige Genüsse gewährt, die ihm früher gänzlich unbekannt waren. Ich läugne aber nicht, daß für den Arbeiter noch Manches geschehen muß, und wenn wir zusammenbleiben, so bin ich gerne bereit, später Winke zu geben, die der Beherzigung werth sind. Der Herr Präsident aber hat schon selbst einige von den Fesseln genannt und ich will nun untersuchen, ob er die richtigen angegeben hat."

Nach einer kleinen Pause widerlegte Fridolin die Rede des Präsidenten folgendermaßen: „Er sagt, die Pfaffen seien Schuld an unserer Demuth, Unterwerfung und Duldung gewesen. Der Herr Redner scheint es auf die Pfaffen besonders abgesehen zu haben und sie für alles Schlechte in der Welt verantwortlich machen zu wollen. Wie er dazu kommt, ist schwer zu begreifen; ich will es auch gar nicht untersuchen, denn es möchte zu seinen Ungunsten ausfallen. Diesmal aber hat er, wohl gegen seinen Willen, den

Pfaffen ein großes Lob gesprochen, denn die Demuth, die Unterwerfung und die Duldung sind christliche Tugenden, die den Menschen innerlich glücklich machen, wogegen der Stolz, die Auflehnung und die Unduldsamkeit den unzufriedenen Zustand hervorrufen, der jetzt unter den Arbeitern herrscht."

„Es soll also Alles beim Alten bleiben!" rief der Präsident wüthend.

„Gewiß nicht!" antwortete Fridolin. „Seit Beginn der Zeiten hat ein immerwährender Fortschritt stattgefunden und er findet auch noch heute und zwar in einem erhöhtern Maße statt. Vor zwei Jahren hattet Ihr kaum die Hälfte Eures jetzigen Lohnes. Das ist so zu sagen von selbst gekommen, die Nachfrage nach der Arbeit hat es zu Stande gebracht. Schlagen wir die richtigen Wege ein, so werden wir vor und nach Alles erlangen, was uns nöthig ist. — Der Herr Präsident hat nun ein Radikalmittel erfunden: er will die Religion abschaffen und sich durchaus aus den Banden der Knechtschaft befreien. Er bezweifelt das Dasein Gottes und hält ihn, wenn einer vorhanden ist, für einen ungerechten Gott. Meine Freunde! Der Herr Präsident hat sich mit diesen Worten die Zunge sehr stark verbrannt und seiner Sache entschieden geschadet. Wer die Religion abschaffen will, der wirft die zehn Gebote Gottes über den Haufen und lehrt die Zulässigkeit des Diebstahls, des Ehebruchs, des Mordes und vieler anderer Dinge. Er wirft die ganze Menschheit in den Zustand der wildesten Barbarei zurück und macht sie zu Menschenfressern. Der Versuch, die Religion abzuschaffen, ist übrigens schon gemacht worden, nämlich von den blu-

tigen Helden der französischen Revolution von 1789; aber es hat nicht gehen wollen. Man war genöthigt, sie wieder einzuführen. Wenn man es wirklich einmal fertig brächte, würde der Staat genöthigt sein, die Glaubenssätze der Kirche, die als solche abgeschafft worden, als bürgerliche Gesetze wieder aufzunehmen, weil ohne sie jede Regierung unmöglich würde.

Wenn der Herr Präsident am Dasein Gottes zweifelt, so zeugt das für ein höchst geringes Maß seines Verstandes und zugleich für seine Unfähigkeit, eine so große Zahl von Männern zu führen. Wer nur ein Auge hat, kann schon an den Werken der Natur sehen, daß es ein Wesen geben muß, welches unendlich mächtig und weise ist. Der Herr Präsident, welcher sich die unerhörte Narrheit beikommen läßt, Gott und die Religion in die Rumpelkammer zu werfen, kann nicht einmal einen Grashalm machen. Wenn der liebe Gott nicht ein so überaus langmüthiges und gnädiges Wesen wäre, so könnte er sein Dasein allen Zweiflern leicht darthun; er brauchte nur dem Herrn Präsidenten für einen halben Tag die Regierung des Weltalls zu übergeben, so käme eine solche heillose Unordnung hinein, daß die Sterne vom Himmel fielen, wie die Aepfel von den Bäumen; aber wir brauchen uns nicht allzusehr zu fürchten. Wenn der liebe Gott einmal einen Stellvertreter braucht, so wendet er sich sicher nicht an Euern Präsidenten, denn er machte wahrscheinlich die sämmtlichen Fabrikarbeiter zu Fabrikbesitzern, und da es dann an Arbeitern fehlte, so würde er die Engel aus dem Himmel holen, um die Maschinen zu bedienen. Meine Freunde! Der Herr Präsident hat wahrscheinlich gedacht, wenn man doch

einmal Unsinn schwatze, so komme es auf eine Hand voll mehr oder weniger nicht an und darum will er es nicht gelten lassen, daß eine kleine Minderheit von Menschen sich in die Aemter theilt, während die Arbeiter zum Sclavendienste bestimmt seien. Nun, wir wollen denn einmal zu einer andern Vertheilung übergehen. Die sämmtlichen Beamten unseres Staates sollen hiermit abgeschafft sein und nach dem Wunsche des Herrn Präsidenten sollen er und seine Freunde an's Ruder kommen. Zur Abwechselung kann der Rothfärber ja einmal Justizminister, der Steinklopfer Erzbischof, der Schuhputzer General-Postdirector und der Mausefallenhändler Assisenpräsident werden. Es kommt nur darauf an, ob sie auch im Stande sind, ihren Aemtern vorzustehen. Wir haben ein Paar Beispiele, wo es wirklich so geschehen ist, nämlich in Münster bei den Wiedertäufern und in Paris sogar zwei Mal, nämlich bei der großen Revolution und in unsern Tagen nach der Beschießung der Stadt durch die Deutschen. — Der Schneiderkönig in Münster führte die Vielweiberei ein, brachte Elend und Hungersnoth über die Stadt und machte die Reichen arm und die Armen noch ärmer. In der französischen Revolution bestand die Hauptthätigkeit im Köpfeabschlagen und bei der letzten Revolution in Paris fügte man zu dem Köpfen noch das Verbrennen der Stadt. Wenn der Herr Präsident an's Ruder käme, würde es wohl gerade so gehen; vielleicht auch noch etwas schlimmer, denn bei seiner bösen Natur würde er nur böse Gesellen zu seinen Ministern machen. Ich bin aber auch überzeugt, wenn Ihr selbst die Beamten anzustellen hättet, so würdet Ihr nur solche wählen, von denen

Ihr glaubtet, daß sie das Zeug dazu hätten. Es liegt das einmal in der Natur der Sache. Wer den meisten Geist und die meiste Bildung hat, der wird immer über die Andern herrschen. — Alles, was ich bis jetzt beleuchtet habe, das waren Lächerlichkeiten, ohne Halt und Boden, Behauptungen, die ein Junge widerlegen kann, der eben in die erste Hose hineingewachsen ist. Nun aber komme ich zu dem einzigen praktischen Punkte. Euer Präsident verlangt eine Lohnerhöhung von fünfundzwanzig Procent und eine Verkürzung der Arbeitszeit um zwei Stunden täglich. Niemand kann Euch das Recht bestreiten, eine solche Forderung zu stellen, denn Ihr seid Eure eigenen Herren und könnt Eure Arbeit so theuer verkaufen, als Ihr wollt. Ja, Ihr braucht gar nicht zu arbeiten, wenn Ihr nicht wollt und wenn Euch die Nothwendigkeit nicht dazu treibt. Die Gesetze sprechen Euch sogar das Recht der Arbeitseinstellung zu und Ihr dürft den ausgedehntesten Gebrauch davon machen. Aber ich fürchte, Ihr werdet Eure Forderung nicht durchführen, weil sie zu hoch ist, denn die meisten Fabriken könnten einen solchen Aufschlag nicht ertragen, sondern müßten geschlossen werden, und Ihr säßet dann plötzlich ganz ohne Verdienst da. Mein Rath ist also, mäßiger zu sein, wenn Ihr etwas erlangen wollt."

Bis dahin hatte ihm die Versammlung mit ziemlich leidlicher Ruhe zugehört, jetzt aber erhob sich ein gewaltiger Sturm des Unwillens. Alle Freunde des Präsidenten schrieen: „Herunter mit ihm von der Tribüne! Er ist ein Feind der Arbeiter!"

„Freilich ist er das," nahm der Präsident das Wort, und ich verlange, daß er in unserer Mitte nicht

mehr geduldet wird. Wir müssen ihm für die Zukunft den Eintritt in unsere Versammlungen verbieten."

Nun erhob Fridolin seine Stimme wieder und rief in den Tumult hinein: „Gut, ich werde nicht wiederkommen, aber ich gehe nicht allein fort, sondern fordere alle diejenigen Arbeiter, welche noch einen Herrgott und Religion behalten wollen, auf, mir zu folgen und statt eines social-demokratischen, einen christlich-socialen Verein mit mir zu gründen."

Das schlug durch. Drei Viertel der Versammlung erhob sich, schaarte sich um Fridolin und verließ mit ihm das Local. Das hatte der Herr Präsident nicht erwartet. Er machte seinem Unwillen mit anstandlosen Schimpfwörtern Luft und drohte den Abziehenden mit der Faust nach. Es war ihm keineswegs angenehm zu Muthe, denn mit der Verbannung des Fridolin hatte er auch den größten Theil seiner Garde verloren.

Draußen im Park, wo die Nachtigallen ihr herrliches Schlaflied sangen, stand Fridolin mit seinen Anhängern stille. „Freunde," sagte er, „ich fürchte, wir gehen einer schlimmen und verhängnißvollen Zeit entgegen. Wenn die im Saale Zurückgebliebenen nicht bei Zeiten Vernunft annehmen, so entbrennt der Kampf zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern. Wie er endet, ist nicht vorauszusehen, aber jedenfalls haben die Arbeiter sehr entschiedenen Schaden davon. Meinen Rath, uns in einem christlich-socialen Vereine zusammenzuschaaren, habe ich bereits gegeben und ich bleibe jetzt noch dabei, denn es ist durchaus nöthig, daß unsern Feinden entgegengearbeitet wird."

Die Gleichgesinnten waren damit einverstanden

und es wurden nun in dem grünen Parke und unter den leuchtenden Sternen des Himmels das Versammlungslokal und die Stunden der Zusammenkunft bestimmt.

Das kleine Häufchen der Social-Demokraten blieb noch zusammen und Merken redete sie in eine Erbitterung hinein, daß sie im Stande gewesen wären, sich sogleich zum Sturme auf die Fabriken bereit zu machen. Die tollen Ausgeburten ihrer heißen Phantasie verdienen es übrigens nicht, daß wir uns noch länger mit ihnen beschäftigen.

Wir kehren für eine Weile zu Trina zurück. Während in der Versammlung hohe Worte gesprochen wurden, saß sie daheim und dachte über die traurige Wandelung ihres Geschickes nach. Ihr sonst so fröhliches Gemüth war in der kurzen Zeit ganz versauert. Mit starren Augen, in denen Zorn, Unmuth und Täuschung lagen, schaute sie vor sich hin und murmelte: „Er hat mich unglücklich gemacht!“

Frauen sind leicht zu Thränen geneigt; kein Wunder also, daß sie denselben jetzt freien Lauf ließ. Das Gute an den Thränen ist, daß sie das Herz erleichtern und mit ihrer salzigen Fluth das Eis der Seele aufthauen. Weinend schaute sie in ihrem Stübchen umher. Es war in den Tagen des Zwistes unordentlich und unsauber geworden, denn mit der Abnahme ihres Herzensfriedens hatte auch ihre Liebe für Arbeit und Ordnung nachgelassen. Auf den Möbeln lagerte der Staub, die Fenster waren schmutzig, die kleinen Gardinen nicht gewaschen, kein Ding stand an seiner richtigen Stelle und die Gegenstände schienen von derselben Sauertöpfigkeit beseelt, wie ihre Eigen-

thümerin. Manches war auch gar nicht mehr vorhanden, denn ihr Mann brachte nur die Hälfte des Lohnes mit nach Hause und da war sie genöthigt gewesen, zu verkaufen, was nur halb und halb zu entbehren war.

„Ach,“ seufzte sie, „wenn es so fortgeht, dann wird es nicht lange dauern, so haben wir gar nichts mehr, und wovon dann gekocht werden soll, das weiß ich wirklich und wahrhaftig nicht.“

Beim Nachdenken über ihre Lage kam sie zur Erkenntniß, daß sie durch ihr unmuthiges Benehmen die Sache noch verschlimmere, und sie nahm sich fest vor, dem Rudolph freundlicher entgegenzukommen. Dieser Vorsatz war ohne Frage ein sehr löblicher. Sie fühlte das auch selbst, denn zum ersten Male ging wieder ein sanfteres Gefühl durch ihr Herz. Um sich in ihrem Vorsatze zu bestärken, erneuerte sie denselben noch verschiedene Male, und statt in's Bett zu gehen, blieb sie auf, um ihren Mann zu erwarten.

Er blieb lange aus, aber sie verlor die Geduld nicht. Die Schwarzwälder Uhr war nicht mehr vorhanden, sie hatte sie verkaufen müssen, aber die Kirchenuhr zeigte ihr an, daß es halb zwei war. „Er wird natürlich gegessen haben,“ flüsterte sie; „aber ich will ihm doch Brod und Butter auf den Tisch stellen, um ihm den guten Willen zu zeigen.“

Sie holte es aus dem Kasten und stellte es auf den Tisch. Jetzt hörte sie draußen zwei Stimmen. „Dein Drache ist noch auf,“ sagte der Rothe. „Laß Dich nur nicht von ihm schulmeistern, sonst bist Du für die gute Sache verloren.“

„Hat gar nichts auf sich,“ antwortete Rudolph;

„ich bin noch Mann genug, ein böses Weib zu zähmen.“

Diese Worte waren nicht besonders geeignet, ihre gute Stimmung zu erhalten; es fehlte auch nicht viel, so wäre sie in das gerade Gegentheil umgeschlagen, aber das innere Bedürfniß, den Zwist endlich beizulegen, war zu groß, und so trocknete sie schnell die Thränen, welche die Wangen hinabrannen.

Rudolph öffnete die Thüre und kam mit strammem, festem Schritte durch den Hausgang, ein Zeichen, daß er heute nicht betrunken war. Trina fuhr zusammen; dem Nüchternen gegenüber hatte sie kaum den Muth, etwas zu sagen. Jetzt trat er mit finsterem Gesichte ein, setzte sich schweigend an den Tisch, warf einen mißvergnügten Blick über das trockene Abendessen und schob es dann mit der Hand zurück.

„Ich konnte Dir nichts Besseres vorsetzen,“ sagte sie schüchtern, „ich hätte es sonst gerne gethan.“

Rudolph gab keine Antwort, sondern trommelte mit den Fingern auf dem Tische und pfiff dazu, als ob er sie absichtlich ärgern wollte.

„Rudolph,“ nahm sie wieder das Wort, „so wie jetzt kann es doch nicht länger fortgehen, wir reiben uns sonst beide auf. Wenn ich denke, wie glücklich wir früher waren und wie sich jetzt alles in das Gegentheil verkehrt hat, so kann ich unmöglich ruhig bleiben. Verständigen wir uns deßhalb, ehe das Uebel noch weiter um sich greift.“

„Was ist da zu verständigen?“ fragte er barsch. „Du hast keinen Sinn für meine Bestrebungen, sondern willst, daß alles bei der alten Schablone bleibt. So muß denn Jeder seinen eigenen Weg gehen.“

„Nein, Rudolph, Mann und Frau müssen zusammengehen, sonst kommt ein unheilbarer Riß in den Ehestand. Du sagst, ich theile Deine Bestrebungen nicht. Es ist wahr. Aber wie kann ich's, wenn ich sehe, daß durch diese Bestrebungen alles rückwärts geht. Seit der rothe Fuchs Dich herübergezogen hat, bist Du mehr im „goldenen Schweinskopfe," als bei Deiner Frau, und was Du verdienst, bleibt zur größeren Hälfte dort. Mit dem Reste kann ich die Haushaltung nicht bestreiten, wie Du an den Fingern abrechnen kannst. Ich habe deßhalb das Entbehrlichste von unserm Haushalte verkaufen müssen. So wird es fortgehen und es dauert nicht lange, so kommt auch das Nothwendige daran. Daß ich in solchen Verhältnissen die Freude am Arbeiten verliere, versteht sich ja von selbst und eben so gut, daß mein Gemüth versauert und daß ich ungehalten auf Dich werde. Zum Umkehren ist es aber nie zu spät, Rudolph; deßhalb meide die Gesellschaft des Rothen, arbeite wieder fleißig und bleibe aus dem „goldenen Schweinskopfe." Was wir verloren haben, das holen wir bald wieder ein und wir werden uns dann doppelt glücklich fühlen."

Als Trina mit ihren Jeremiaden geendet hatte, entgegnete Rudolph: „Ich habe Dich ausreden lassen, nun höre auch mich. Weiber müssen sich nicht in die Angelegenheiten der Männer mischen, weil sie nichts davon verstehen. Merke Dir das für die Zukunft und vergiß nicht, daß ich der Herr im Hause bin. Ueber den Rothen, wie Du ihn nennst, will ich keinen Tadel mehr hören, denn ihm verdanken die Arbeiter mehr, als Du begreifen kannst. Wenn ich länger im Wirthshause bleibe, als Dir lieb ist, so mache dafür

die Fabrikanten, welche uns so schlecht bezahlen, und Dich selbst mit Deinem sauern Gesichte verantwortlich. Vielleicht hättest Du es früher geändert, wenn Du recht freundlich und zuvorkommend gewesen wärest, jetzt aber ist kein Gedanke mehr daran. Wir wollen unsere Forderungen durchsetzen, mögen die Weiber plärren und schreien, wie sie wollen."

„Wenn Du es wirklich durchsetzest," antwortete Trina, „so sind wir um kein Haar gebessert, denn was Du mehr erhältst, das geht im „goldenen Schweinskopfe" durch die Gurgel."

„Du gönnst mir wohl das Glas Bier nicht!?" schrie Rudolph und hob seine Hand zum Schlagen auf.

Nun verlor Trina den letzten Faden der Geduld. „Pfui!" sprach sie zornig, „die Herren vom „goldenen Schweinskopfe" scheinen eine Bravour darein zu setzen, ihre Weiber zu prügeln. Der Rothe thut es schon längst alle Tage und sein Lehrling stellt sich nun auch in die Reihe. Schäme Dich, Du Saufbruder!"

Das war ihm zu viel; er ließ die Faust auf ihren Kopf sinken und holte noch ein paar Mal zu einem derben Schlage aus. Damit war der letzte Funken des häuslichen Friedens erloschen. Trina ging, ohne ein Wort zu sprechen, in die Kammer und Rudolph streckte sich zum Schlafen auf die Bank in der Wohnstube aus.

Fünftes Kapitel.

Rudolph im Gefängnisse.

Am folgenden Morgen war in der Meynhold'schen Rothfärberei eine auffallende Bewegung unter den Arbeitern. Sie standen müßig umher, zischelten leise miteinander und griffen nur ab und zu einmal nach der Arbeit. Der Werkmeister wußte wohl, was das zu bedeuten hatte, aber um den Ausbruch nicht durch seine Schuld zu beschleunigen, drückte er ein Auge zu und gab sich den Anschein, als ob er nichts merke. Sobald er es aber füglich thun konnte, schlich er sich hinweg und begab sich in die Wohnung des Fabrikherrn, welcher mit seiner Familie am Frühstückstische saß und nichts Schlimmes ahnte.

„Herr Meynhold," sprach der Werkmeister, „in der Fabrik herrscht eine große Mißstimmung und es wird fast gar nicht gearbeitet."

„Herr Meynhold hob überrascht den Kopf empor und fragte: „Kennen Sie den Grund dieser Mißstimmung?"

„Es ist gestern wieder eine große Arbeiterversammlung gewesen," antwortete der Werkmeister, „und sie haben beschlossen, fünfundzwanzig Procent Lohnerhöhung und zwei Stunden weniger Arbeitszeit zu fordern."

„Fünfundzwanzig Procent und zwei Stunden weniger Arbeitszeit?" fragte Meynhold in gedehntem Tone. „Eine solche Forderung ist unmöglich zu be-

willigen. Ich werde aber sofort eine Berathung mit meinem Buchführer halten."

Er zog die Klingel und schickte den eintretenden Bedienten zum Buchführer, der auch sofort erschien. „Herr Meyer," redete er ihn an, „es ist ein Sturm im Anzuge. Die Arbeiter fordern fünfundzwanzig Procent Lohnerhöhung und eine Verminderung der Arbeitszeit um zwei Stunden täglich."

„Ich weiß schon davon," gab der Buchhalter zur Antwort, „denn ich war gestern selbst in der Versammlung. Auch würde ich Ihnen schon davon gesprochen haben, aber ich wollte erst eine Berechnung anstellen."

„Haben Sie dieselbe gemacht?"

„Ja, Herr Meynhold, und gefunden, daß die Gewährung der Forderung in jeder Beziehung unmöglich ist. Es wird wahrscheinlich sehr bald zum Bruche kommen. Konrad Merken und Rudolph Moosheim sind die Rädelsführer und da sie bei uns alle Tage Gelegenheit hatten, den Arbeitern die Köpfe zu verdrehen, so wird wohl die Mehrzahl mit ihnen halten. Ich fürchte, es führt zur Arbeitseinstellung."

„Schlimm, Herr Meyer, aber wir werden uns darein finden müssen, obschon uns gerade jetzt eine Arbeitseinstellung sehr empfindlich trifft, denn die Bestellungen häufen sich von Tag zu Tag. Sind denn die Arbeiter alle eines Sinnes?"

„Nein," gab Meyer zur Antwort, „wir haben glücklicher Weise einen sehr tüchtigen Vertheidiger, nämlich den Fridolin Porter. Er hat in den Versammlungen Alles gethan, um die Arbeiter eines Bessern zu belehren und schließlich mit einer großen Zahl das Local verlassen."

Der Buchhalter hatte kaum ausgesprochen, als an die Thüre geklopft wurde. Konrad Merken trat mit einem sehr herausfordernden Gesichte ein und ging auf den Fabriksherrn zu. Rodolph Moosheim folgte ihm in einer etwas weniger zuversichtlichen Haltung.

„Herr Meynhold," hub Konrad Merken mit frechem Tone an, „die Arbeiter Ihrer Fabrik haben uns beide erwählt, um Ihnen unsere Beschwerden vorzulegen. Unser Lohn ist unzureichend und wir müssen mehr arbeiten, als es unsere Kräfte erlauben. Wir sind aber nicht gewillt, uns das länger gefallen zu lassen. Mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, wollen wir uns ein menschenwürdiges Dasein erkämpfen und stellen deßhalb unsere Bedingungen."

„Nennen Sie dieselben," sprach der Fabrikant mit erzwungener Ruhe."

Ueber das Gesicht des Merken flog ein Schatten, denn er fürchtete schon, Meynhold möchte geneigt sein, auf eine Lohnerhöhung und Verringerung der Arbeitszeit einzugehen. „Fünfundzwanzig Procent Erhöhung und zwei Stunden weniger Arbeitszeit," sagte er, „und davon geht kein Jota ab."

„Kein Jota?" sagte Meynhold, „das ist eine unbillige Forderung, die ich unmöglich gewähren kann. Die vorliegenden Bestellungen sind zu den alten Lohnpreisen abgeschlossen und ich kann die Verträge nicht umstoßen."

„Ihre Verträge gehen uns nichts an, Herr Meynhold, und wir bestehen auf unserer Forderung."

„Es ist, wie gesagt, unmöglich, darauf einzugehen. Ich kann für jetzt keinen Pfennig mehr Lohn geben; wenn Sie sich aber noch zwei Wochen mit dem jetzigen

Lohn begnügen lassen, so bewillige ich nach dieser Zeit einen Aufschlag von zehn Procent."

„Daß wir Narren wären," sprach Konrad übermüthig. „Sie haben lange genug von unserm Schweiße geschwelgt, wir wollen endlich gut bezahlt und menschlich behandelt werden. Gewähren Sie nicht, was wir fordern, so stellen wir noch in dieser Stunde die Arbeit ein."

„Ich will erwarten, ob das geschieht," antwortete Meynhold; „Sie und Moosheim aber, die Sie die Schuld an dieser Rebellion tragen, sind hiermit aus meinen Diensten entlassen und brauchen gar nicht wiederzukommen."

„Diese Entlassung soll Ihnen theuer zu stehen kommen," brüllte Konrad. „Wir sind froh, daß wir endlich der Sclaverei los sind. Komm, Rudolph; wir sind nicht die Einzigen."

Die beiden Rädelsführer begaben sich wieder zur Fabrik zurück und Konrad rief: „Heraus, Kameraden! Unsere billigen Forderungen sind rundweg abgeschlagen! Verlaßt die Arbeit und haltet zu uns!"

Auf diesen Ruf hatten die Arbeiter gewartet. Sie kamen jetzt aus allen Räumen herbei und stellten sich zu Konrad. Dieser zählte seine Häupter und fand, daß ihm noch sechs Mann fehlten.

„Das sind die Abtrünnigen," sagte er, „aber sie sollen verhindert werden, das Kapital mit der Kraft ihrer Arme zu unterstützen. Geht, Kameraden, holt sie mit Gewalt heraus, und wenn sie nicht hören wollen, so schlagt ihnen die Köpfe wund."

Lärmend stürzten ein Dutzend Raufbolde wieder in die Fabrik, ergriffen die gutgesinnten Arbeiter und droh-

ten, sie mit Stöcken niederzuschlagen, wenn sie sich nicht sofort der Bewegung anschlössen. Aus Furcht vor Mißhandlungen schlossen sie sich den Rebellen an. Nun entfaltete Konrad Merken eine blutrothe Fahne, welche er dem Rudolph Moosheim in die Hand drückte und ihn aufforderte, an der Spitze zu marschiren.

Daß Alles verbreitet war, konnte man an den Stöcken sehen, welche die Arbeiter aus ihren Kleidern zogen und drohend über ihren Köpfen schwangen. Konrad hielt eine Gift und Galle sprühende Anrede an sie, dann stellte er sich neben die Fahne, stimmte ein wüstes Lied an und gab das Zeichen zum Abmarschiren. Brüllend folgte der Strom der rothen Fahne, bis sie den goldenen Schweinskopf erreichten, wo Halt gemacht wurde. Damit die Demonstration recht auffällig werde, gingen sie nicht hinein, sondern ließen sich Bier und Branntwein herausreichen.

„Jungens," rief Konrad, „trinkt euch einen kleinen Rausch; das macht muthig. Jetzt ziehen wir von einer Fabrik zur andern und fordern die Arbeiter auf, sich uns anzuschließen. Wer nicht will, der wird mit Gewalt gezwungen. Uebrigens werden wir leichte Arbeit haben, denn heute ist Montag, den sie alle gern blau machen. Fort, Jungens!"

Mit immer lauter werdendem Gebrüll zogen sie von dannen und schlugen mit ihre Stöcken auf das Pflaster, daß die Neugierigen, welche an die Fenster gekommen waren, scheu zurückgingen. Vor der ersten Fabrik auf ihrem Wege machten sie Halt; die beiden Präsidenten begaben sich wieder zu dem Fabrikbesitzer, stellten ihre Forderungen und wiesen triumphirend auf ihren Anhang. Da die Forderung auch hier nicht gewährt

werden konnte, so wurden die Arbeiter aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Auch hier mußten sie die Säumigen mit Gewalt herausholen und die Erfahrung machen, daß die Zahl der Widerstrebenden zahlreicher war, als bei Herrn Meynhold. Der Zug ging weiter; überall dieselbe brutale Gewalt. Je länger der Zug und je lauter der Tumult wurde, desto größer wurde auch die Aufregung in der Stadt. Alle Straßen standen voller Menschen und schauten den brüllenden Arbeitern nach. Die Bürger schlossen ihre Läden, besonders diejenigen, welche Waffen zu verkaufen hatten, denn es hieß, die Rebellen wollten sie plündern und mit bewaffneter Hand diejenigen Fabriken stürmen, deren Arbeiter nicht gleich mit ihnen zögen.

Jetzt waren sie bei den großen Eisenwerken angekommen, umstellten dieselben und riefen: „Legt die Arbeit nieder! Kommt heraus und vereinigt euch mit uns, denn wir wollen die Ketten der Sclaverei brechen!"

Als auf die Aufforderung keine Antwort erfolgte, näherte sich Konrad einer großen Thüre, klopfte an dieselbe und wiederholte seine Aufforderung.

Der riesige Schmied Hammermann, den wir schon bei der Arbeiterversammlung kennen lernten, kam mit einer schweren Eisenstange in der Hand heraus und fragte, was sein Begehren sei.

Konrad wich vor der riesigen Gestalt, in deren Gesicht sich wenig Ermunterung spiegelte, unwillkürlich zurück, aber die höhnischen Sticheleien seiner Hintermänner trieben ihn wieder vorwärts. Mit schwankender Stimme redete er ihn an: „Die Arbeiter wollen die am Sonntag beschlossene Lohnerhöhung durchführen; deßhalb fordern wir Euch auf, die Fabrik

zu verlassen und gemeinsame Sache mit uns zu machen.“ —

„Schon gut“, antwortete Hammermann, „Du brauchst nicht weiter zu reden, denn ich verstehe ganz gut, was Du willst; aber ich gebe Dir den guten Rath, weiter zu ziehen, denn hier findest Du keine Anhänger. Wir sind einig, daß wir euch die Köpfe mit unsern Eisenstangen wund hauen, wenn Ihr Euch mausig macht.“

Diese Antwort war ihm durchaus nicht recht, aber er kannte den Hammermann und seine Mitarbeiter als sehr entschlossene und handfeste Gesellen und wagte deßhalb keinen Widerstand. „Kommt weiter,“ sagte er zu seinen Freunden, „wenn die dummen Kerls mit Gewalt in der Sclaverei bleiben wollen, so mögen sie es thun und durch Schaden klug werden.“

Die rohe Schaar zog brüllend weiter. Einige unter ihnen aber meinten, das sei nur halbe Arbeit; man müsse den Widerspenstigen das Haus doch über dem Kopfe zusammenreißen, sonst setze man sich der Gefahr aus, daß auch die übrigen Hasenherzen nicht mit ihnen zögen. Es wäre wohl schließlich noch zum Handgemenge gekommen, wenn der furchtsame Konrad nicht so entschieden abgerathen hätte.

Zunächst wurde an einer Baumwollspinnerei, wo eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, Halt gemacht und das gewöhnliche Manöver begonnen. Der Fabrikherr ließ die große Glocke ziehen und seine sämmtlichen Arbeiter auf dem Hofe erscheinen. „Ihr hört das Gebrüll und wißt, was die Menschen wollen,“ redete er sie an. „Mehr Lohn kann ich Euch für jetzt nicht geben, weil es die Geschäftslage nicht erlaubt. Wollt Ihr für den bisherigen nicht mehr arbeiten, so mögt ihr mit

ihnen ziehen, aber ich gebe euch die heiligste Versicherung, daß keiner von Denen, die mich jetzt verlassen, je wieder in meiner Fabrik arbeiten soll. Bedenkt Euch wohl, was Ihr thut, ich halte mein Wort, so wahr die Sonne am Himmel steht!"

Es gab wohl einige zwanzig Mann unter ihnen, die in ihrer Denkungsart mit Konrad Merken übereinstimmten, aber sie wollten doch nicht gerade das sichere Brod verlieren, deßhalb hielten sie sich stille. Als Konrad sah, daß auch hier mit Güte nichts auszurichten war, befahl er, das Thor zu sprengen. Sofort gaben sich die Exaltirtesten daran, schlugen es in Stücke und drangen in die Fabrikgebäude.

Der Eigenthümer hatte kaum gesehen, daß sie Ernst machten, so eilte er zur Polizei und zur Kaserne und begehrte Hülfe gegen die offenbare Gewalt. Bis jetzt hatten Beide keine genügende Veranlassung zum Einschreiten gehabt. Jetzt aber lag die Sache anders. Sogleich ließ der Commandirende seine Reiter satteln und die Infanterie aufmarschiren. Ehe eine Viertelstunde verging, waren die Soldaten auf dem Wege zur Fabrik. Bei ihrem dumpfen, gleichmäßigen Schritte und dem Geräusche, welches die Pferdehufe verursachten, fuhren alle Köpfe in die Fenster.

„Du," flüsterte Rudolph seinem Freunde zu, „die Sache kann jetzt einen schlimmen Verlauf nehmen. Wäre es nicht besser, wir machten uns aus dem Staube?"

„Nein, das dürfen wir nicht," antwortete Konrad, „wir würden unsern ganzen Einfluß verlieren, aber wir beiden können uns allmählig ein wenig zurückziehen, wenn es los geht. Wir thun genug für die gute

Sache, daß wir sie in's Geleise bringen, das Draufschlagen können die Andern thun.

Gleich darauf kam die Reiterei aus der einen und die Infanterie aus der entgegengesetzten Straße. Sie rückten langsam, gleichsam um den Arbeitern Zeit zum Besinnen zu lassen, auf den Volkshaufen los. Nicht weit von demselben hielten sie inne, eine Trommel ertönte und der Anführer forderte sie auf, unverzüglich auseinander zu gehen.

Widerstand war die größte Thorheit, denn man durfte Hundert gegen Eins wetten, daß sie den Kürzern zogen. Bei solchen Gelegenheiten aber geben meistens die Unvernünftigsten den Ausschlag. So auch hier. Ein kleiner buckliger Spuler, der sicher nicht die Tragweite seiner voreiligen That berechnete, hob einen Stein auf und schleuderte denselben zwischen die Soldaten. Unglücklicher Weise wurde ein Infanterist, welcher dem Commandeur ziemlich nahe stand, in's Gesicht getroffen. Sofort wurde zum Vorrücken commandirt und die Soldaten gingen mit blanken Säbeln auf die Arbeiter los. Die meisten waren so eingekeilt, daß sie nicht fliehen konnten, wie gern sie es auch gethan hätten. So waren sie denn genöthigt, sich gegen die andringenden Säbel mit ihren Knütteln zu wehren. Das erbitterte die Soldaten und sie hieben in die Menge, wodurch Mancher verwundet wurde. Das Lärmen, Schreien und Fluchen der Verwundeten erfüllte die Luft. Viele wurden unter die Füße getreten und vermehrten dadurch noch das Unheil. Der Commandeur, welcher voraussah, daß die Metzelei immer blutiger wurde, gab den Reitern ein Zeichen, sich zu theilen und eine Gasse frei zu machen. Das hatten die Ar-

beiter kaum erblickt, als sie sich durch diese Hinterthüre auf die Flucht begaben; auch Konrad Merken war unter den Fliehenden. Rudolph Moosheim warf die Fahne hin, um zu folgen; aber einer der Soldaten ergriff ihn an der Schulter und rief: „Den Rädelsführer hier wollen wir doch mitnehmen!“ Er mochte widerstreben, wie er wollte, die starken Fäuste des Soldaten hielten ihn fest und er wurde mit seiner blutrothen Fahne zwischen zwei Reiter genommen und in's Gefängniß geführt, wo er einstweilen Zeit hatte, über seine Thorheit nachzudenken.

Trina hatte von dem Arbeitertumulte gehört, auch daß ihr Mann die blutrothe Fahne trug, aber sie bekümmerte sich nicht ferner darum. Rudolph hatte sie geschlagen, hatte sich so tief erniedrigt, ein armes, gedrücktes Weib zu mißhandeln. Wie konnte sie noch Achtung vor ihm haben, wie sich für sein Thun und Lassen interessiren? „Für uns,“ flüsterte sie, „bleibt nun nichts mehr übrig, als daß wir aus einander gehen und Jeder sich allein durchschlägt. Das Zusammenleben thut nicht mehr gut. Ich könnte ihn um Alles in der Welt nicht mehr mit freundlichen Augen ansehen. Vorwürfe, Zank, Schimpfereien und vielleicht neue Prügel würden die Folge sein. Unsere einst so glückliche Ehe ist nun einmal mit einer Eiskruste überzogen und die Sonne der Liebe wird dieselbe wohl nie wieder schmelzen. Hätte ich gewußt, daß es ein solches Ende nähme, so wäre ich Magd geblieben und hätte mir den Frieden des Herzens, der nun auf immer dahin ist, bewahrt.“

Während sie noch über ihr Unglück nachdachte, stürzte die Nachbarin athemlos heran, wischte sich den

Schweiß von der Stirn und fragte: „Weißt Du schon, was vorgefallen ist?"

„Was denn?" fragte Trina ziemlich gleichgültig, denn sie wußte, daß die Nachbarin aus einer Kleinigkeit eine große Sache zu machen liebte.

„Du weißt es nicht?" rief diese. „Die ganze Stadt ist ja in Aufregung! Ich muß es Dir also erzählen! Heute Morgen haben Konrad Merken und Dein Mann die Arbeiter um sich versammelt und sind mit einer rothen Fahne von Fabrik zu Fabrik gezogen. Wer nicht gutwillig mitging, den zwangen sie, und so wurde der Zug immer größer. Zuletzt aber sind sie an den Unrechten gerathen, der holte das Militär und ließ auf sie einhauen. Ich bin zwar nicht an Ort und Stelle gewesen, aber ich wette, daß ein Paar hundert Arbeiter gefallen und die Straßenrinnen voll Blut sind."

„Ein Paar wäre schon zu viel," antwortete Trina, auch glaube ich nicht, daß ihrer mehr sind."

„Hm, ein Paar Hundert denk' ich doch sicher; aber höre, das Beste kommt noch. Dein Mann muß sich wohl wie ein Löwe geschlagen und mit der Fahnenstange gewehrt haben; aber es hat ihm doch nichts geholfen. Sie haben ihn am Ende doch niedergeschlagen, krumm geschlossen und in's Gefängniß geführt."

„Das ist doch wohl nicht wahr!?" rief Trina aufspringend.

„Ja, es ist wahr, Du kannst Dich darauf verlassen; aber ich habe nun keine Zeit mehr; meine Kinder sind allein zu Hause und schreien sich die Hälse ab."

Die Nachbarin war auf und davon. Trina wurde

von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt; sie wußte nicht, ob sie sich freuen oder trauern sollte. Im ersten Augenblicke überwog das erste Gefühl. „Es geschieht ihm Recht," dachte sie, „denn er hat auf vernünftige Warnungen nicht hören wollen. Jetzt wird er wohl in sich gehen und einsehen, daß die Mißhandlung seiner Frau eine rechte Schändlichkeit war."

Zur Ehre der geplagten Frau müssen wir mittheilen, daß sie nicht lange bei dieser Schadenfreude verweilte. Bald waren alle Rachegedanken verschwunden und sie war wieder das brave, liebende Weib von ehedem. Nachdem sie die Kinder genährt und in den Schlaf gesungen hatte, machte sie sich auf den Weg zum Gefängnisse, denn sie wollte ihn sehen und trösten und wo möglich Etwas zu seiner Erleichterung thun.

Der Pförtner öffnete das Thor und fragte nach ihrem Begehren.

„Mein Mann ist als Gefangener hier eingebracht worden," antwortete sie mit zitternder Stimme, „ich möchte ihn so gerne sprechen."

„Da müssen Sie sich an den Herrn Director wenden," entgegnete der Pförtner mürrisch und wies sie die Treppe hinauf.

Der Director war sonst ein heiterer und wohlwollender Mann, aber heute machte er ein sehr mürrisches Gesicht und fragte barsch nach ihrem Begehren.

„Ach, Herr Director," gab sie schluchzend zur Antwort. „Ich bin eine recht unglückliche Frau. Mein Mann hat sich leider der Arbeiterbewegung angeschlossen und ist heute vom Militär hierher gebracht worden."

„Ist der Moosheim Ihr Mann? Nun, er ist

in der That ein sauberes Früchtchen, denn man hat ihn mit der rothen Fahne, dem Sinnbilde der mordenden Revolution, gefangen genommen. Ich hoffe, man holt auch seine Mitschuldigen, denn solche Menschen, welche Unruhe und Empörung stiften, müssen ganz exemplarisch bestraft werden."

„Ach, Herr Director," nahm Trina wieder das Wort, „er ist nicht von selbst auf solche Dinge gekommen. Er war ein so guter und braver Arbeiter, wie es nicht viele in der Stadt gibt, aber der rothe Konrad hat ihn verleitet und ihm so lange allerlei Lügen vorgeschwatzt, bis er sie zuletzt glaubte und auf meine Warnungen nicht mehr hörte."

„Er war alt genug, um selbst zu wissen, was er that. Diese Ausrede wird ihm vor dem Gerichte wenig helfen. Aber was wollen Sie eigentlich von mir? Ich kann Ihrem Manne die Freiheit nicht geben."

„O nein, das können Sie nicht, aber Sie erlauben mir wohl, ihn auf ein Paar Minuten zu sehen. Die Verhaftung ist so plötzlich gekommen, daß, daß — —"

„Was kann das Sehen helfen!" entgegnete der Director der Frau Moosheim. „Ich weiß wohl, Sie haben den Wunsch, Ihrem Manne Etwas zu essen zuzustecken, aber das dulde ich nicht. Wem das Gute nicht gut genug ist, der muß mit dem Schlechten vorlieb nehmen."

Nein, ich will ihm Nichts bringen, aber ich möchte ihn doch sehen, denn wir sind im Zank auseinander gegangen. Es muß ihm ein unbehagliches Gefühl sein, welches ihm das Gefängniß noch unheimlicher macht."

„Herr Gott, wenn man auf all' diese kleinen Familiengeschichten Rücksicht nehmen soll, so wird man ja gar nicht mehr fertig. Wer sich so weit gegen Ordnung und Gesetz vergißt, der muß auch die Folgen tragen."

„Sie haben Recht, Herr Director; aber haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Weibe; erlauben Sie mir, ihn auf fünf Minuten, nur auf fünf Minuten zu sehen."

Der Director war erweicht. „So kommen Sie," sprach er, „aber Sie dürfen nur in meiner Gegenwart mit ihm sprechen, und wenn Sie Etwas sagen, was sich mit seiner Gefangenschaft nicht verträgt, so dürfen sie ihn nie wieder sehen. Vergessen Sie das nicht."

Er nahm einen Schlüssel von dem großen schwarzen Brette, schritt ihr voran und öffnete in dem langen Corridore eine Thüre. Sie traten in ein großes Zimmer, dessen Fenster mit schweren, dicht neben einanderstehenden Eisenstäben vergittert waren. In diesem Gemache befanden sich ein halb Dutzend Untersuchungsgefangene, deren Aeußeres zur Genüge darthat, daß sie der großen Familie der Diebs- und Räuberzunft angehörten. Die Gefangenschaft machte ihnen wenig Kummer, denn sie sprangen mit wüstem Lärm umher und verstummten erst, als sie den Director eintreten sahen. Rudolph saß mit gesenktem Kopfe auf einem niedrigen Schemel und starrte zu Boden. Trina stürzte auf ihn zu und wollte seine Hand ergreifen, aber er zog sie zurück und würdigte sie keines Blickes.

„Rudolph," sagte sie mit bebender Stimme, „wir sind im Unfrieden auseinander gegangen. Jetzt, wo

Du Deiner Freiheit beraubt bist, möchte ich nicht, daß eine Scheidewand zwischen uns stände. Gib mir die Hand und verzeih' mir, daß ich manchmal rauh gegen Dich war."

„Was brauchst Du zu kommen!" antwortete er abstoßend. „Ich habe Dich ja nicht gerufen."

„Ich habe geglaubt, nicht darauf warten zu müssen, Rudolph! Reich mir die Hand zur Versöhnung."

„Geh mir aus den Augen, Weib; ich mag Dich nicht mehr sehen!" donnerte er sie an. Sie machte noch ein Paar Versuche, aber er wies sie jedesmal zornig zurück. So entfernte sie sich unter Thränen und fühlte sich noch hundertmal unglücklicher, als vorher.

Auf dem Heimwege kam ihr der Gedanke, bei Fridolin Porter einzukehren und ihm zu sagen, wie es mit ihrem Manne stand. Schon hatte sie die Thüre erreicht, aber sie wandte sich wieder um, denn die Kinder fielen ihr ein und in ihrer Bekümmerniß fürchtete sie, es möchte ihnen ein Unglück zustoßen. Mit beschleunigten Schritten eilte sie durch den Park nach Hause und betrat die Stube. Die Zwillinge lagen noch so ruhig nebeneinander im Bettchen, wie sie dieselben hingelegt hatte. Ein süßer Schlummer umfing sie und die Athemzüge gingen sanft und leicht.

Trina beugte sich über das Bettchen und küßte Beide. Heiße Thränen fielen auf die vom Schlafe gerötheten Wangen. „Ihr unschuldigen Engel," schluchzte sie, „wie glücklich seid ihr, daß ihr von den Sorgen des Lebens noch nichts kennt. Wenn ihr wüßtet, wie unaussprechlich unglücklich eure arme Mutter ist, so würdet ihr nicht schlafen, sondern weinen. Und doch

ist es gut," fuhr sie leise mit sich selbst redend fort, „daß sie die Schmach ihres Vaters nicht sehen, denn ihre Kindesliebe würde einen schweren Stoß erhalten. Ich hoffe zu Gott, daß er reuig in sich geht und gebessert zu uns zurückkehrt, ehe sie seine Fehltritte begreifen."

Lange saß sie mit gefalteten Händen vor den Kleinen und schaute in ihre zarten Gesichter. Die Mutterliebe verklärte ihr Antlitz, aber in diese Verklärung mischte sich ein schmerzlicher Zug banger Sorge. Die Hände im Schooße wieder faltend, flüsterte sie: „Euer Ernährer ist gefangen. Es war wenig, was er in der letzten Zeit nach Hause brachte, aber es war doch immer Etwas. Jetzt aber habe ich nichts mehr für euch. Wie soll ich euch durchbringen?"

Trina gehörte noch zu den braven Seelen, welche sich in ihren Bedrängnissen an den lieben Gott wenden. Das that sie denn auch jetzt und es wurde lichter in ihrem Gemüthe. Die Schatten, welche dasselbe bis zur Finsterniß verdunkelt hatten, schwanden mehr und mehr. Auch ihr Herz wurde leichter. Etwas von dem schweren Drucke entlastet, der bisher ihre Seele beschwert hatte, wurde sie ruhig genug, um nachzudenken, wie sie für sich und ihre beiden Kinder die Mittel zum Leben beschaffen könne, Sie hatte arbeiten gelernt und arbeitete gern, auch konnte es ihr an Kunden nicht fehlen, aber es trat ihr doch eine Schwierigkeit entgegen, die sie noch nicht zu überwinden wußte, nämlich die Beaufsichtigung der Kinder, während sie abwesend war. Wenn sie zu andern Leuten in die Arbeit ging, so mußte sie Jemanden haben, der die Kinder beaufsichtigte, und das konnte sie nicht bezahlen;

also mußte sie auf eine Arbeit im Hause sinnen. Waschen und Bügeln, darauf blieb sie am Ende stehen und beschloß, schon morgen Kunden aufzusuchen.

Sechstes Kapitel.

Fremde Fabrikarbeiter ziehen in die Stadt.

Mit einem namenlos traurigen Gefühle erwachte Trina am folgenden Morgen aus einem kurzen, unerquicklichen Schlafe. Sie hatte geträumt, ihr Mann sei zu einer langen Kerkerstrafe verurtheilt worden, und sie war nur zu geneigt, zu glauben, daß der Traum eine Vorbedeutung für die Wirklichkeit sei. Im Bette sitzend, die Hände über die Decke gefaltet, sprach sie ihr gewöhnliches Morgengebet, aber es war wenig Andacht dabei, denn Rudolph lag ihr im Kopfe. Sie unterbrach deßhalb auch das Gebet, ließ ihren Gedanken freien Lauf und legte sich die Frage vor, ob sie zu seiner schlimmen Wandelung nicht beigetragen. War sie ihm auch immer freundlich gewesen oder hatte sie ihm vielleicht durch ein abstoßendes Wesen das Haus verleidet und die Gesellschaft draußen lieb gemacht?

Sie konnte sich keines besonderen Anlasses erinnern, aber sie klagte sich dennoch an, zu wenig Milde und Selbstverläugnung besessen zu haben.

„Wenn wir wieder zusammenkommen," flüsterte sie, „so will ich ihm gewiß eine gute und freundliche

Frau sein. Ach, er ist ein so guter und tüchtiger Mensch und er würde immer gut geblieben sein, wenn ihm der Rothe nicht in die Quere gekommen wäre."

Mit ähnlichen Gedanken beschäftigte sie sich noch, bis das Glöcklein der nächsten Kirche zur ersten Messe rief. In glücklichen Tagen hatte sie dieselbe nie versäumt; sie wollte es auch in den Tagen des Jammers nicht thun, denn sie wußte ja, daß der rechte Trost nur da oben zu finden sei. Rasch schlüpfte sie in die Kleider und folgte dem Rufe des Glöckleins. Sie hatte geglaubt, heute mit einer seltenen Inbrunst zum Himmel flehen zu können und sie that alles Mögliche, um ihr Gemüth zu Gott zu erheben; aber der Gedanke an ihren Mann drängte sich immer in das Gebet hinein und von Andacht konnte kaum die Rede sein; aber der liebe Gott nahm auch diese Regungen eines bekümmerten Herzens als Gebet auf. — Als sie in ihr Haus zurückkam, schliefen die Kinderchen noch; es war ihr lieb, denn nun blieb ihr Zeit, das Hauswesen zu besorgen und noch einige Gänge zur Erlangung von Kunden zu machen.

Wir wollen sie übrigens jetzt allein schalten und walten lassen und uns nach Herrn Fridolin Porter umsehen.

Die Unruhen der Arbeiter, die Fridolin Porter gefürchtet hatte, waren eingetroffen. Mit Schrecken sah er die weiteren Folgen voraus, welche die Aufhetzereien noch nach sich ziehen konnten, und mehr als je war er von der Nothwendigkeit durchdrungen, dem wüsten Treiben der Agitatoren einen Damm entgegen zu setzen. Er nahm deßhalb Rücksprache mit einem verständigen Geistlichen und schlug diesem die rasche

Bildung eines christlich-socialen Vereins vor. Dieser, der sich schon früher vielfach auf dem Gebiete des Socialismus bewegt hatte, ging mit Freuden darauf ein. Fridolin benachrichtigte seine Anhänger davon und so kam schon am nächsten Sonntage die erste Versammlung zu Stande. Der Präses forderte ihn auf, zur Eröffnung der ersten Sitzung einige Worte zu reden, was er auch sogleich ohne Ziererei in schlichter Weise that und den Leuten an einzelnen praktischen Beispielen zeigte, wie sie Manches durch eigene Sparsamkeit zur Verbesserung ihrer Lage thun könnten. Nach ihm ergriff auch der Präsident selbst das Wort und ermahnte sie in einem eingehenden Vortrage zur Pflege der Gesundheit.

Mit solchen Belehrungen, mit scherzhaften Vorträgen und Gesängen gingen ein Paar Stunden vorüber. „Es ist jetzt acht Uhr," sagte der Präses, „deßhalb schließe ich die Versammlung, denn es ist mein Wunsch und es entspricht unsern Zwecken am Besten, wenn Ihr mit Euern Familien zu Abend eßt und den Rest des Abends mit ihnen zusammen bleibt. Was Ihr bei uns Gutes lernt, das müßt Ihr in die Familie einführen, damit es auch den erwarteten Nutzen bringt."

Die Mitglieder erhoben sich und begaben sich nach Hause. Der Präses und Fridolin aber blieben noch ein Stündchen zusammen, um zu überlegen, wie sie den Verein in der Folge leiten und nutzenbringend für seine Mitglieder machen wollten. In manchen Dingen waren sie sich selbst noch nicht klar; sie hatten noch erst zu lernen und zu erfahren, aber das wußten sie ganz bestimmt, daß bei richtiger Leitung der Ver-

ein der gesammten Arbeiterbevölkerung zum Segen gereichen müßte.

Die strikenden Arbeiter lagen jetzt vom Morgen bis zum Abend im „goldenen Schweinskopfe“, wo die wenigen Groschen, welche ihnen von der letzten Löhnung übrig geblieben waren, unter wüstem Jubel vergeudet wurden. — Konrad Merken führte das große Wort und sprach mit einer Zuversicht von der baldigen Besserung der Arbeiterlöhne, daß man hätte glauben sollen, er habe die Lösung in der Hand und brauche dieselbe nur aufzumachen, so komme sie ganz fix und fertig aus derselben hervor. Wenn man aber die Sache mit nüchternen Augen beschaute, so war für den Augenblick nur das Eine sicher, daß ihre Frauen am Hungertuche nagten und daß sie die Schöpfer dieses Elendes waren.

Der „goldene Schweinskopf“ hatte nie so viel Kinder und Frauen gesehen, welche kamen, um ihre Angehörigen heimzuholen. Die meisten der Frauen hatten ihre weibliche Sanftmuth ganz bei Seite gelegt und waren im Handumdrehen zu feuerspeienden Drachen geworden, welche ihre Männer mit giftigem Geifer überschütteten. Wie Furien, mit zornrothen Gesichtern, die Arme in die Seite gestemmt, standen sie den Saufbrüdern gegenüber und verlangten mit gesalzenen Schimpfreden Geld, um den Hunger der Kinder und ihren eigenen zu stillen. Konrad Merken, der recht in seinem Elemente war, wenn der Zank die Herrschaft erhielt, reizte die Männer zum Widerstande, und so kam es dahin, daß die Rohesten ihre Uebermacht in brutaler Weise handgreiflich geltend machten und die heulenden Weiber aus dem Hause warfen.

Das Leben in der Stadt wurde von Tag zu Tag unerquicklicher und man sah noch gar nicht ab, wie eine Besserung eintreten könnte. Die Fabrikanten, denen daran lag, daß ihre Etablissements mit voller Kraft weiter arbeiteten, hielten eine Zusammenkunft und besprachen sich darüber, was zu thun sei, um die strikenden Arbeiter wieder in die Fabriken zurück zu führen. Einige wollten dem Starrsinne den Starrsinn entgegensetzen, aber die Mehrzahl war doch der Meinung, daß es besser sei, lieber ein Opfer zu bringen und den Zündstoff zu ersticken. Es gab sogar Einige unter ihnen, welche anerkannten, daß das Loos der Arbeiter durchaus kein beneidenswerthes sei und gegründeten Anspruch auf Besserung habe. Die verschiedenen Meinungen einigten sich endlich dahin, mit den Arbeitern in Unterhandlung zu treten und ihnen zehn Procent Lohnerhöhung, sowie die Verringerung der Arbeitszeit um eine Stunde täglich anzubieten. Die Versammlung wählte den äußerst wohlwollenden und billig denkenden Tuchfabrikanten Schermann als Bevollmächtigten. Sogleich begab sich dieser in Merken's Behausung, fand ihn aber nicht dort, sondern hörte, daß er im „goldenen Schweinskopfe" sei. Es widerstrebte ihm, die stark verrufene Spelunke zu betreten, aber da er den Auftrag einmal übernommen hatte, so wollte er auch die Ausführung nicht länger verzögern. Ohne Aufenthalt begab er sich dahin und ließ den Konrad in ein besonderes Zimmer bitten. Merken warf sich nicht wenig in die Brust, als ihm Schermann den Zweck seines Kommens mittheilte. „Ah," sagte er, „die Geldsäcke kommen also doch in Bewegung! Sie müssen sich also demüthig herablassen, bei uns

armen, verachteten und mißhandelten Arbeitern um freundliches Entgegenkommen zu betteln."

„Fassen Sie die Sache nicht in dieser Weise auf," antwortete Schermann. „Wenn die Fabriken still liegen oder nicht alle Arme in derselben beschäftigt sind, so haben sowohl die Fabrikanten, als auch die Strikenden Schaden und es ist für beide Theile wünschenswerth, daß eine Verständigung zu Stande kommt. Sehen Sie, der Schaden ist schon jetzt sehr groß und es kann nicht ausbleiben, daß die Strikenden bei längerer Fortdauer in das größte Elend gerathen. Um dieses zu verhindern, scheint es mir wohlgethan, daß Sie den Vorschlag der Fabrikanten annehmen."

„Wir denken nicht daran," antwortete Konrad, „das Feuer hat so lange geraucht, es kann endlich auch einmal flammen. Wir wollen den Geldsäcken zeigen, daß sie ohne uns gar nicht fertig werden können. Unsere ganze Forderung muß bewilligt werden, Nichts lassen wir uns davon abdingen."

Schermann versuchte es auf alle mögliche Weise, den Konrad umzustimmen, aber dieser wurde nur immer brutaler und drohte zuletzt, daß sie mit Gewalt erzwingen würden, was man ihnen in Güte verweigere.

Schermann kehrte zu den Fabrikanten zurück und theilte ihnen das trostlose Resultat seiner Besprechung mit. „Nun, so müssen wir sie mit ihren eigenen Waffen schlagen," rief ein hitziger Seidenfabrikant. „Ich mache den Vorschlag, daß wir uns gegenseitig das Wort geben, keinen von den Strikenden in unsere Dienste zu nehmen, sondern Arbeiter von Außen kommen lassen."

Schermann und Meynhold waren gegen diese

Maßregel, denn sie wollten die Erbitterung nicht auf das Aeußerste treiben und wenigstens vorher noch einen Versuch machen. Da aber dieser und noch zwei andere mit noch vortheilhafteren Anerbietungen ebensowenig Erfolg hatten, so wurden die fremden Arbeiter herangezogen und sie kamen in genügender Anzahl.

Konrad Merken hatte sich darauf verlassen, daß das Central-Comite in Berlin die Strikenden aus seiner großen Kasse unterstützen werde; es waren ihm auch glänzende Versprechungen gemacht und sogar ein Paar hundert Thaler herübergeschickt worden, welche zum größten Theile in die Tasche des Wirthes zum „goldenen Schweinskopfe" wanderten, aber dem Hunger, dem Elende und dem Unfrieden in den Familien war damit nicht abgeholfen. Sie wuchsen vielmehr immer höher und die meisten Familien waren bereits zu Bettlern herabgesunken.

Konrad versammelte seine Getreuen um sich und stachelte sie mit schlimmen Worten an. „Ihr Sclaven der Arbeit und der Entbehrung," rief er in leidenschaftlichem Tone, „nicht genug damit, daß man uns einen körperlichen Lohn verweigert, man hat uns nun auch die Möglichkeit genommen, zu leben. Die gefälligen Speichellecker, welche den Fridolin Porter zu ihrem Herrgott gemacht, haben uns die Sache zuerst verdorben und den Fabrikanten weiß gemacht, daß man auch mit dem alten Lohn leben könne, und nun sind für uns fremde Arbeiter herangezogen worden. Also sind wir geradezu Bettler und müssen verhungern oder auswandern. Sollen wir das leiden? Sollen wir durch stumme Unthätigkeit zu unserm Unglücke beitragen?

Nein, wir wollen es nicht, sondern unsere Fäuste und Zähne gebrauchen."

Da erhob sich einer der Arbeiter und sprach: „Was mit der Gewalt auszurichten ist, das haben wir neulich gesehen. Gegen Gewehre, Säbel und Bayonnette können wir nichts ausrichten; wir reiten uns nur tiefer in die Patsche und wer eben das Unglück hat, der wird erwischt und in's Gefängniß gesteckt."

„Und was würdest Du denn thun? fragte Konrad unwillig.

„Wenn ich der Präsident des Vereins wäre, so hätte ich es so weit gar nicht kommen lassen," antwortete der Arbeiter. „Was uns geboten wurde, war immer annehmbar, und wenn es nicht hinreichte, so konnte man zu gelegener Zeit eine neue Erhöhung beanspruchen. Doch, das ist nun einmal zu spät und läßt sich nicht mehr ändern, und da die großmäulige Centralkasse in Berlin ihr Versprechen nicht hält, so sind wir wirklich in der übelsten Lage, für welche ich ebensowenig Abhülfe weiß, wie der Herr Präsident."

„Der ist ein Abtrünniger," rief Konrad Merken, „ein Spion, den unsere Feinde hierhergeschickt haben, um uns auszuforschen. Hinaus mit ihm, hinaus! Tod und Verderben allen Verräthern!"

Der Arbeiter erhob sich, um diese Anschuldigung von sich abzuweisen, aber man ließ ihn nicht zum Worte kommen. Diejenigen, welche in seiner Nähe standen, ergriffen ihn, zerrten ihn aus dem Saale und mißhandelten ihn mit Faustschlägen und Fußtritten. Jetzt hatte Konrad offenes Feld und es fiel ihm nicht schwer, die aufgeregten Arbeiter zu den thörichtsten Mißgriffen zu verleiten. Wenn es auch zu keinem förm-

lichen Beschlusse kam, so munterte er sie doch auf, die Speichellecker und die fremden Arbeiter zu überfallen und auf alle mögliche Weise zu schädigen, damit sie endlich genöthigt würden, die Stadt zu verlassen und ihnen Platz zu machen.

Schon am folgenden Tage fielen mancherlei Excesse vor. Die Arbeiter wurden am Abend beim Nachhausegehen überfallen und übel zugerichtet; an ihren Wohnungen zertrümmerte man die Fensterscheiben, schreckte Weiber und Kinder, nahm den Vorrath an Eßwaaren weg und drohte mit Mord und Todschlag, wenn sie die Stadt nicht verließen. Auch an den Fabriken geschah alle Tage Unheil und die Fabrikanten durften sich nicht sehen lassen oder sie setzten sich den größten Gefahren aus. Die Angreifer gingen aber in der Regel so vorsichtig zu Werke, daß man sie entweder nicht ertappte oder nicht erkannte. Erst nach und nach, als sie durch die Straflosigkeit dreister und durch die steigende Noth tollkühner wurden, faßte man einige Haupträdelsführer und machte ihnen den Proceß. Merkwürdiger Weise blieb der Rothkopf stets verschont, denn er hatte die richtige Fuchsmanier, Andere zur That zu reizen und sich selber die Finger nicht zu verbrennen. Die Erbitterung stieg immer mehr und es kam mitunter zu förmlichen Schlachten, in welchen aber die Social-Demokraten, da sie sich in der Minderheit befanden, stets den Kürzern zogen.

Die hungernden Arbeiter machten natürlich auch manchen directen Versuch, wieder in Arbeit zu kommen, und da es ihnen durchaus nicht gelingen wollte, so sahen sie sich auswärts um. So verschwand der

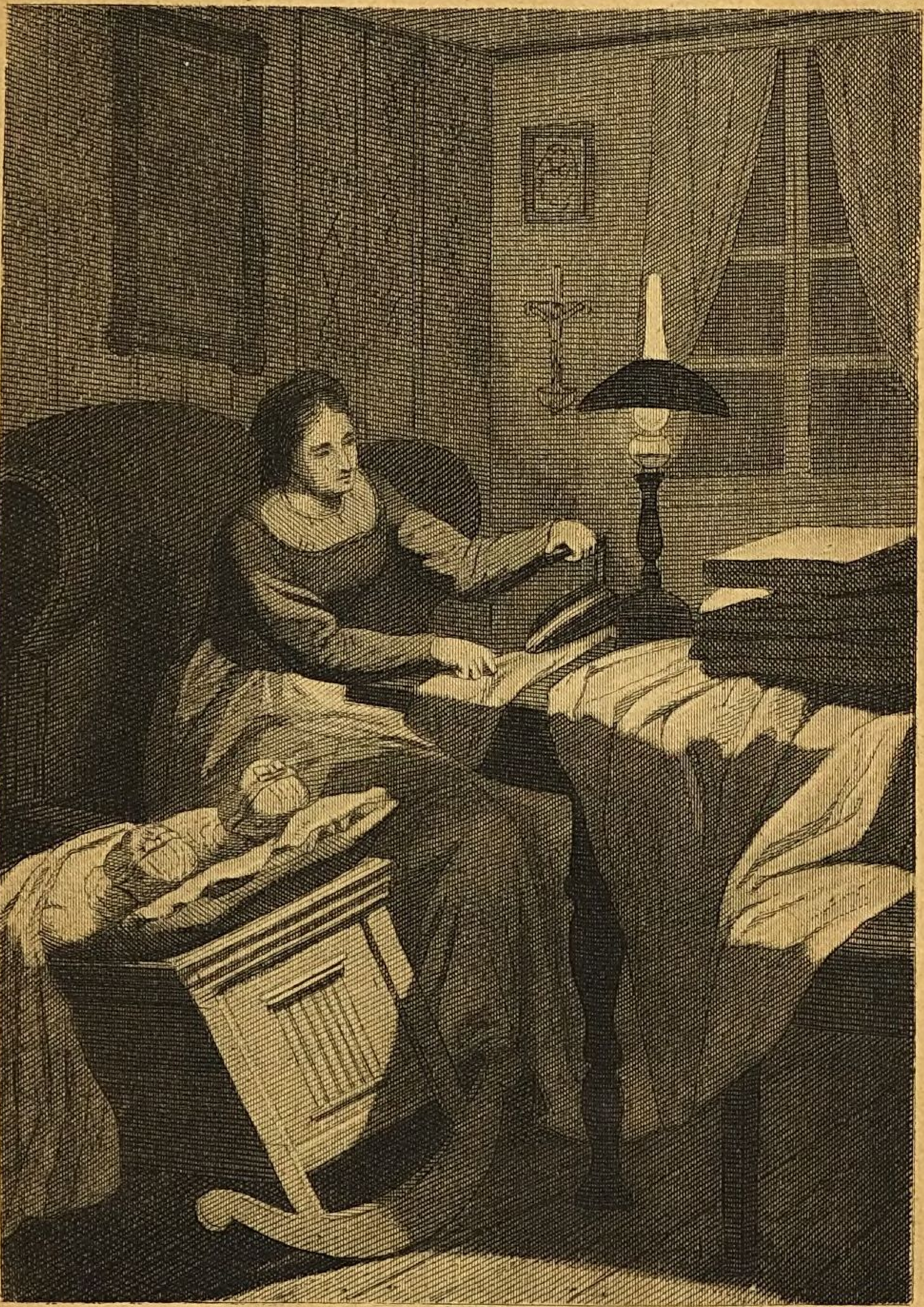
7*

Eine nach dem Andern, zuletzt war nur noch Konrad Merken mit einigen unverbesserlichen Wühlern da, welche den „goldenen Schweinskopf" gefährlich machten. Ihre Freunde waren in andern Städten untergekommen, hatten aber meistens mit einem noch geringern Lohne vorlieb nehmen müssen, während die Arbeitszeit dieselbe blieb. Die größte Zahl war durch die mißlungene Strike geheilt; die Unverbesserlichen aber sannen auch hier auf Umsturz und Konrad gab ihnen aus der Ferne Anleitung und Unterricht in ihrem Thun, so daß er ihn Wahrheit sagen konnte, er commandire ein Arbeiterheer. Von jedem Mitgliede der Vereine bezog er wöchentlich einen kleinen Beitrag zu seinem Lebensunterhalte, und da dieser hinreichte, um ihm im „goldenen Schweinskopfe" freien Tisch und frei Quartier zu verschaffen, so war die Zeit wahrhaft golden für ihn und es wäre ihm sehr leid gewesen, wenn Arbeiter und Arbeitgeber sich geeinigt und ihm dadurch sein schönes, sorgenloses Leben genommen hätten.

Siebentes Kapitel.

Die überwundene Versuchung.

Rudolph Moosheim war zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden und mußte nun unter strenger Aufsicht vom Morgen bis zum Abend auf dem Hofe des Gefängnisses Holz sägen. Noch manchmal war seine Frau gekommen und hatte ihn zu sehen und



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, die Fabrikarbeiter.

zu sprechen begehrt. Um sein Herz zu rühren, hatte sie das Zwillingspaar mitgebracht, aber er wies sie mit Entschiedenheit ab und wollte durchaus nicht mit ihr sprechen, doch war es weniger seine Halsstarrigkeit, als vielmehr die Scham, welche ihm nicht gestattete, seiner Frau in die Augen zu sehen.

Fridolin Porter's Leben war jetzt so voller Thätigkeit, daß er kaum noch Zeit hatte, sich nach den Nachtigallen umzusehen. Trina hatte gar keine Ahnung davon, daß er ihr im Stillen mehr Kunden verschaffte, als sie bedienen konnte, und daß er von Haus zu Haus ging, um ihre Rechtschaffenheit, ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit herauszustreichen. Die Leute wußten, daß er niemals die Unwahrheit sprach, und da es einen fühlbaren Mangel an guten Waschfrauen und Büglerinnen gab, so machten sie von seiner Empfehlung sehr gerne Gebrauch.

Wenn Trina des Abends zwischen den Haufen von gebügelten Hemden, Kragen, Manchetten, Taschentüchern, Tischtüchern, Servietten &c. saß, dann dankte sie von ganzem Herzen dem lieben Gott, daß er sich ihrer in der Bedrängniß so liebreich und gnädig angenommen. Es fehlte ihr für sich und ihre Kinder nicht an Nahrung, auch fiel es ihr nicht schwer, die Ausgaben für Kleider und Miethe zu bestreiten. Dennoch war sie nicht zufrieden. „Wenn Rudolph hier wäre, würde ich noch einmal so fröhlich arbeiten," flüsterte sie, „und ich brächte ihn gut mit durch; er brauchte nicht zu arbeiten, sondern nur auf die Kinder zu achten." Ach, diese Betrachtungen waren so traurig für sie, daß sie schluchzte und weinte und gerne Alles hingegeben hätte, um nur mit ihm vereinigt zu

sein. So war denn auch hier Lust und Leid miteinander gemischt und das kleine Hauswesen bot ein Bild der allgemeinen Stimmung aller Gesellschaftsklassen dar.

Fridolin beschränkte seine Thätigkeit aber nicht auf die stille Hülfe für Trina, sondern sorgte auch in der hingebendsten Weise für die ihm treu anhängenden Arbeiter. Mit vielen Ermahnungen setzte er es durch, daß sie zu sparen anfingen und jeden Sonntag Abend etwas in die Sparkasse einlegten. Als eine kleine Summe zusammen war, richtete er einen Consumverein ein, in welchem sie alle ihre Bedürfnisse zu einem weit geringeren Preise kaufen konnten, als in den Läden der Stadt. Auch einen Credit-Verein richtete er in's Werk. Wohlwollende Kapitalisten schossen eine Summe Geldes zusammen, aus welcher die kleinen Meister entsprechende Vorschüsse zu Anschaffungen von Rohmaterial erhalten konnten und also nicht länger von der Gnade und Ungnade ihrer Kunden abhingen. Mancher, der früher gar nicht im Stande war, ein kostspieliges Stück Arbeit zu übernehmen, konnte es jetzt und arbeitete sich langsam empor. Die Befolgung seiner Regeln über Gesundheitspflege hielten manche Krankheit fern; er hatte das Vergnügen, in seinen Versammlungen nur gesunde Gesichter und kräftige Figuren zu sehen. In dem Maße, wie die christliche Gesinnung unter den Mitgliedern wuchs und gepflegt wurde, nahm auch die innere Zufriedenheit zu, und viele von den Klagen, die man früher allstündlich hörte, verstummten mehr und mehr. Was die Fabrikanten sich nicht hatten abtrotzen lassen, das gewährten sie jetzt nach und nach von selbst.

Fridolin war übrigens durchaus nicht der Meinung, daß die Arbeiter jetzt alles hätten, was sie brauch-

ten. „Für den Augenblick können wir allerdings zufrieden sein," sagte er, „aber wir hängen vom guten Willen der Arbeitgeber ab. Wenn die Bestellungen stocken, kann leicht wieder ein Lohnabschlag kommen, und wenn sie sich häufen, eine Vermehrung der Arbeitsstunden. Mit einem Worte, unsere jetzige Lage hat keinen rechtlichen Boden. Wenn uns aber für die Dauer geholfen werden soll, so muß das, was wir beanspruchen können und was wir zu leisten haben, möglichst genau gesetzlich feststehen. Der Dinge, welche er für die Arbeiter, für das Volk überhaupt begehrte, waren eine hübsche Anzahl, aber da er wohl wußte, daß sie nur nach und nach, ja sogar in langen Zwischenpausen zu erlangen waren, so hütete er sich wohl, Hoffnungen anzuregen, deren Nichterfüllung die Leute aus ihrer Zufriedenheit herausriß und sie in falsche Bahnen brachte. Die Selbsthülfe war ihm vorab die Hauptsache. „Wer es gelernt hat," das war sein Wahlspruch, „sich auf eigene Füße zu stellen und schwierige Hindernisse durch eigene Kraft zu überwinden, der erobert einen guten Theil seines Glückes durch stete Aufopferung und ist deßhalb eher geneigt, das Erworbene festzuhalten, als Derjenige, dem das Glück ohne sein Bemühen zugefallen. Er wird auch eher im Stande sein, zu würdigen, was ihm von Seiten des Staates gebührt und was nicht, und da er aus eigener Erfahrung die Schwierigkeit der Ueberwindung der Hindernisse kennt, so wird er seine Ungeduld eher zügeln."

Mit Freuden machte er die Erfahrung, daß die Mitglieder seines Vereins an Wohlstand, Sittlichkeit und innerer Zufriedenheit zunahmen, während die Geg-

ner sich immer tiefer in's Elend stürzten und mit der menschlichen Gesellschaft immer mehr zerfielen.

Sehen wir uns nun einmal nach Rudolph Moosheim um. Seine einförmige Beschäftigung auf dem Holzplatze verlangte nicht viel Aufmerksamkeit; er brauchte nur auf und niederzuziehen und acht zu geben, daß er die schwarze Linie inne hielt. Seine Gedanken hatten also recht viel Zeit, umherzuschweifen. Natürlich beschäftigten sie sich hauptsächlich mit seiner Lage, die allerdings eine sehr unwürdige war. Es kam ihm mitunter in den Sinn, wie glücklich und zufrieden er gewesen war, ehe er sich in den Strudel der Arbeiterbewegung hineingestürzt hatte, und je tiefer er den Unterschied zwischen damals und jetzt empfand, desto verbitterter wurde er in seinem Gemüthe. Aber er schob die ganze Schuld Andern zu und sah nicht ein, daß er durch seinen Abfall von Gott den ersten Keim zu seinem Unglücke gelegt hatte und daß dieser Keim sich unter der Pflege seines boshaften Freundes immer üppiger entwickelt hatte. In seiner Verurtheilung sah er eine große Ungerechtigkeit, und in der That war durch die Verkettung der Umstände eine solche geübt worden, weil Konrad Merken der Anstifter des ganzen Complotts, auf freiem Fuße geblieben war.

Merkwürdiger Weise aber zürnte er diesem nicht, sondern seiner braven Trina, die doch stets sein Bestes gewollt. So oft sie auch in sein Gefängniß kam, um ihn zu sehen, er ließ sie beharrlich abweisen und wollte nicht die geringste Erleichterung von ihr annehmen.

An den Holzplatz des Gefängnisses stießen die Gerichtsgebäude und die Fenster desselben gingen unmittelbar auf den Hof. An einem derselben bemerkte

er eines Tages den Konrad Merken, welcher ihm ein Zeichen machte, sich zu nähern. Das war aber nicht möglich, denn außer seinen Mitgenossen stand auch eine Schildwache in der Nähe, welche seine Entfernung sogleich bemerkt haben würde. Am folgenden Tage war Merken abermals an dem Fenster und machte wieder seine Zeichen. Am dritten Tage fand er endlich einen unbewachten Augenblick, sich dem Fenster zu nähern.

„Rudolph," flüsterte ihm Konrad zu, wenn Du Gelegenheit hast, heute Nacht in den Hof zu kommen, so werde ich Dir behülflich sein, die Mauer zu übersteigen. Ich habe Geld; wir können in's Ausland, meinetwegen nach Amerika gehen."

Diese Aussicht war für Rudolph sehr verlockend und er war nahe daran, einzuschlagen; aber er besann sich schnell und sagte: „Die Paar Monate, welche ich noch sitzen muß, gehen herum; dann bin ich ein freier Mann und kann thun und lassen, was ich will. Geh' also allein nach Amerika."

„Allein geh' ich nicht," antwortete Konrad; „wenn Du Dich nicht aus dem Staube machen willst, so warte ich, bis Du frei bist."

Die Unterredung konnte nicht länger fortgesetzt werden, Rudolph wußte, wenn er nicht entdeckt werden wollte, wieder schnell an seinen Platz zurück.

Zwei Monate später verließ Rudolph das Gefängniß. Er hatte den Abend abgewartet, um von Niemanden gesehen zu werden, denn er schämte sich vor seinen Mitbürgern. Die Mütze tief über das Gesicht gezogen, schlich er über die dunkelsten Stellen der Straße und gelangte in den Park, wo er sich auf

eine Steinbank niedersetzte, um eine vorgerücktere Stunde der Nacht zu erwarten. Mit sich selbst im Streite liegend, ob er sich zuerst dem „goldenen Schweinskopfe" oder seinem Hause zuwenden sollte, verbrachte er einige Stunden an dieser Stelle. Mit der wiedererlangten Freiheit hatte sich der Groll gegen seine Frau ein wenig gelegt und das Herz trieb ihn, hinzueilen; aber er malte sich auch in Gedanken die Armuth und das Elend aus, in dem sie sich befinden werde, und fürchtete, mit einer Fluth von Schmähworten überschüttet zu werden.

Langsam, jeden Augenblick seinen Entschluß ändernd, erhob er sich und wanderte weiter, bald die Richtung nach dem „goldenen Schweinskopfe", bald nach seinem Hause einschlagend. Letzterer Weg erlangte endlich den Sieg und er stand bald vor dem kleinen Hause mit den grünen Fensterläden, in dem er so viele glückliche Stunden verlebt hatte. Eines der Fenster war gegen sein Erwarten hell erleuchtet, so daß er in das Innere des Zimmers hineinschauen konnte. Trina stand am Bügelbrette und sang mit leiser Stimme zur Arbeit, um die Zwillinge im Schlafe zu erhalten. Diese lagen seitwärts in dem alten, nußbaumenen Bettchen. Die rothen, runden Bäckchen zeugten von Gesundheit, auch die weißen Händchen, welche auf der Decke ausgebreitet lagen, sprachen für ein körperliches Wohlbefinden. Seit er sich mit der Arbeiterfrage beschäftigte, hatte er auf die Kinder, die sonst sein Alles gewesen waren, kaum geachtet, ja er hatte sie oft rauh von sich abgewehrt, wenn sie verlangend die Händchen nach ihm ausstreckten. Heute aber erschienen sie ihm wie ein Paar schlummernde Engel, in deren Nähe der Frieden des Himmels wohnt.

„Wäre ich stets bei ihnen geblieben," flüsterten seine Lippen, „so stände es besser um mich." Sein Blick fiel jetzt auf Trina. Sie war sauber gekleidet und noch ganz die liebe, angenehme Erscheinung von ehemals, nur ihr Gesicht hatte sich verändert; es lag ein Zug von tiefer Schwermuth in demselben, den er als Vorwurf gegen sich deutete. „Sie hat nur bittere Gefühle für mich," dachte er, „ich mag mich ihren Scheltworten nicht aussetzen."

Als sein Auge durch das Zimmer schweifte, gewahrte er zu seinem Erstaunen, daß in demselben ein gewisser Wohlstand herrschte. Er hatte sich vorgestellt, sie lebe in der bittersten Armuth und sei nicht im Stande, sich und die Kinder zu ernähren. Statt sich darüber zu freuen, beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl. „Sie ist sich selbst genug," dachte er, „und sie wird mir sagen: Wer ernstlich will, der kann sich schon ernähren und braucht nicht zu deinen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Ich bin nur ein Weib und habe es gekonnt. Wie viel mehr wärest du dazu im Stande gewesen."

Zufällig schaute Trina jetzt gegen das Fenster und stieß einen tiefen Seufzer aus. Er wandte sich ab, denn der Seufzer, welcher in ihrer Lage doch so natürlich war, klang ihm wie eine Anklage. Rasch verließ er das Fenster und wandte sich dem „goldenen Schweinskopfe" zu. Er stutzte, als er in das frühere Vereinszimmer trat, denn er hatte eine zahlreiche Versammlung erwartet und fand es leer. Ein trübes Oellämpchen gab nur ungenügende Helle; es sah in dem verräucherten Raume so melancholisch aus, daß er ordentlich zurückbebte. Mißgestimmt ließ er sich auf

der hölzernen Bank nieder und streckte die Hand nach der Klingel aus, aber es fiel ihm ein, daß er kein Geld hatte, um ein Glas Bier zu bezahlen, deßhalb zog er sie wieder zurück und verfiel in trübe Gedanken. Aus dem gegenüberliegenden Gastzimmer erscholl lautes Gespräch mit fröhlichem oder ausgelassenem Lachen vermischt. Zuweilen öffnete sich die Thüre, wenn Gäste kamen oder gingen, und er hörte das Klappern und Anstoßen der Gläser. Es wurde ihm endlich unheimlich in dem einsamen Raume und er fürchtete, daß Jemand kommen und ihn finden könnte. Rasch erhob er sich und wollte weg, da öffnete sich die Thüre und Konrad Merken trat ein. „Eine Flasche vom Besten und ein ordentliches Cotelett," rief er in den Hausgang und näherte sich dem Platze, wo Rudolph stand. „Ah," rief er und streckte ihm die Hand entgegen. „Gut, daß Du da bist. Den ganzen Tag habe ich auf Dich gewartet und dachte schon, Du wärest bei Deinem Drachen eingekehrt. Hast Du nichts zu trinken?"

„Nein," antwortete Rudolph, „ich besitze ja kein Geld, um zu bezahlen."

„Immer das alte Lied," lachte Konrad; „aber ich habe eine neue Melodie darauf erfunden. Es heißt jetzt: Geld wie Heu! — Kellner!" rief er dann in den Hausgang, „noch ein zweites Glas und ein zweites Cotelett! Es wird Dir schmecken, Junge, denn die Gefängnißkost soll gerade kein Leckerbissen sein."

Der Kellner brachte Wein und Speisen und schraubte das Licht höher, während die beiden Freunde zu essen und zu trinken begannen.

„Den Teufel," sprach Konrad nach einer Weile,

„das Gefängniß hat Dich maulfaul gemacht. Sei fröhlich, mein Junge, und trink!"

„Es sieht hier recht öde aus," nahm Rudolph das Wort; „wo sind denn die Vereinsmitglieder?"

„Der Präsident ist allein übrig geblieben," antwortete Konrad. „Die andern sind nach und nach von hier weggezogen, um Arbeit zu finden. Der Vogeljunker hat uns damals die Geschichte gründlich verdorben."

„Weggezogen!" sprach Rudolph. „Ich kann mir's denken. Die Fabrikanten wollten ihnen wahrscheinlich keine Arbeit mehr geben. Mir wird wohl auch nichts anderes übrig bleiben."

„Wir könnten anderswo wieder eine neue Agitation in's Werk setzen," sprach Konrad, „und wir würden nicht allein Zulauf bekommen, sondern auch unser Schäfchen dabei scheeren. Dein Drache ist allerdings auch gut genug gestellt, für Dich das Brod mitzuverdienen, aber ich würde Dir die Freundschaft kündigen, wenn Du Dich von einem Weibe ernähren und Dir alle Tage auf's Brod schmieren ließest, daß Du ein strafwürdiger Tagedieb seiest."

„Leben muß man," entgegnete Rudolph, „und da ich an den Arbeiterbewegungen gründlich die Lust verloren habe, so bleibt mir am Ende doch nichts anderes übrig, als ihre Unterstützung anzunehmen, bis ich irgendwo Arbeit gefunden habe."

Merken langte in die Tasche und holte einen straffen Beutel heraus, den er auf den Tisch leerte. Es war Gold, Silber und Papier. Schau Dir das einmal an," sagte er. „Die Hälfte gehört Dir, wenn Du mit mir über's Meer gehst und Dich um Deinen

Drachen nicht kümmerst. Denke nicht daran, daß sie mit Dir in eine andere Stadt zieht. Sie hat oft genug gesagt, daß sie mit einem Sträflinge nichts zu thun haben und ihren sauern Schweiß nicht mit einem Faullenzer theilen wolle. Du hättest bei ihr nur die Hölle auf Erden und wärest in jeder Beziehung ein Sclave. Da, nimm das Geld und geh' mit. Ich habe noch viel mehr und wir können in Amerika, wo der Arbeiter hoch geehrt ist, ein prächtiges und genußreiches Leben führen."

Rudolph war sehr lüstern nach dem Gelde und das Uebersiedeln nach Amerika gefiel ihm auch nicht übel; aber er schüttelte dennoch den Kopf. „Wenn ich von hier fort könnte, wäre es mir schon lieb, weil ich die hämischen Blicke und Sticheleien nicht leiden mag," gab er zur Antwort; „aber ich kann doch meine Frau und meine Kinder nicht im Stiche lassen."

„Hm, wie Du noch an den alten Gewohnheiten hängst," sprach der Rothkopf mit häßlichem Lachen. „Ich hätte gedacht, durch die Unbilden des Gefängnisses wärest Du genug getreten und geschunden worden, um damit zu brechen. Wenn Du mit Deinem Drachen zusammenbleibst, so wird Dir Deine Schlechtigkeit so lange vorgeworfen werden, bis Du am Ende doch davonläufst. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn Du ein Paar Jahre fort bist und mit einem leicht erworbenen Kapital zurückkehrst. Dann wird sie Dich mit Freuden aufnehmen und Dich als Herrn anerkennen, wo Du jetzt nur der gehorsame Diener bist. Ich befinde mich ja in demselben Falle. Mein Drache sieht mich jetzt mit keinem guten Auge

an, aber er wird beide Arme nach mir recken, wenn ich als reicher Mann heimkehre."

Du glaubst wirklich, daß wir dort unser Glück machen?" fragte Rudolph.

„Ei, es ist keine Frage; ich habe genug Bekannte da drüben, die uns gleich freudig aufnehmen und für unser Fortkommen sorgen."

Rudolph wankte mehr und mehr. Konrad merkte es wohl, und mit der Gewißheit des Sieges drang er immer ungestümer in ihn und schilderte ihm die Verbissenheit Trina's mit so krassen Farben, daß er sich mit Abscheu von der Frau abwandte, die ihm früher so lieb und so theuer gewesen war.

„Aber," sagte Rudolph, „wenn Du hier so viel Geld verdienen kannst, warum willst Du von hier fort?"

„Na," gab er zur Antwort, „es sind nur einige glückliche Speculationen gewesen, die wahrscheinlich nicht wiederkehren. Im Ganzen genommen ist hier ein sehr lausiges Land, das seinen Mann nicht ernährt, wogegen drüben an allem Wünschenswerthen Ueberfluß ist. Du mußt Dich übrigens gleich entscheiden, denn ich gehe auf alle Fälle mit dem letzten Zuge von hier nach Hamburg. Für Papiere brauchst Du nicht zu sorgen, denn ich habe schon seit zwei Monaten einen Paß für Dich in der Tasche."

„Laß einmal sehen," entgegnete Rudolph.

Konrad knöpfte den Rock auf und holte eine Wachstuchtasche hervor, in welche verschiedene Papiere eingeschlagen waren. Eines davon faltete er auseinander und legte es seinem Freunde vor. Dieser las mit Verwunderung, daß der Paß auf seinen Namen aus-

gestellt, mit dem Regierungssiegel versehen und von den betreffenden Beamten unterschrieben war. „Ich begreife nicht, wie Dir das möglich geworden,“ sagte er, „die Polizei wußte doch, daß ich mich im Gefängnisse befand.“

„Ach was, Kleinigkeiten! Mit Geld ist Alles auszurichten. Drüben wird es aber noch ganz anders gehen, denn im Vertrauen will ich Dir sagen, daß ich dort schon einen Posten für Dich ausgemacht habe, der Dich in wenigen Jahren reich macht. Mit den Fabriken geht es dort noch nicht so gut, wie hier, weil es an geeigneten Personen zur Leitung fehlt. Du wirst eine neuerbaute Tirkischroth-Färberei leiten und nicht allein ein sehr hohes Salair beziehen, sondern auch am Gewinnste Theil nehmen. Für mich ist ebenfalls bestens gesorgt. Wir wären ausgemachte Narren, wenn wir unser Glück von der Hand wiesen. He Kellner!“ rief er dann, „eine Flasche Markobrunner! — Nun?“ fragte er, „wir haben nicht mehr so lange Zeit. Du mußt Dich entscheiden. Entweder ja oder nein!“

Rudolph rutschte auf dem Stuhle hin und her; er war schon halb gewonnen und der Wein that das Seinige noch dazu, um ihn ganz herüberzuholen. „Ich gehe mit,“ sagte er endlich, „aber ich muß vorher meine Kinder noch einmal sehen.“

„Thorheit! Wofür das? Du wirst sie sehen, wenn Du zurückkommst.“

„Nein, nein! Ich muß Abschied von Trina nehmen.“

„Du bist ein eigensinniger Kopf und wirst uns noch Alles verderben. Nun, meinetwegen, aber ich begleite Dich.“

Merken steckte das Geld wieder in den Beutel, dann tranken sie die Flasche rasch aus und verließen den „goldenen Schweinskopf“. Leise näherten sie sich dem Fenster, der Laden war geschlossen, aber er konnte durch die Ritzen das Nachtlämpchen sehen. Trina mußte also zu Bette gegangen sein.

„Ich kann von hinten in's Haus kommen,“ flüsterte er und schlich durch das Gärtchen an die Stallthüre, die nur mit einem Riegel geschlossen war. Er schob denselben zurück und ging durch den Stall in's Haus und in die Schlafstube. Das Licht fiel voll auf die beiden Kinderköpfchen. Rudolph konnte sich nicht enthalten, näher zu treten und sie zu betrachten. Bei ihrem Anblicke wankte er in seinem Entschlusse. Es kam ihm unnatürlich vor, daß er die Kinder, die seines Schutzes bedurften, verlassen sollte. Er bückte sich nieder und drückte auf die Stirne eines jeden einen Kuß.

Konrad war ihm gefolgt und stand jetzt nur wenige Schritte von ihm entfernt. Sobald er merkte, was im Herzen seines Freundes vorging, näherte er sich demselben, legte ihm die Hand auf den Arm und flüsterte: „Komm, wir verspäten den Zug!“

„Soll ich diese unschuldigen Würmer verlassen?“ fragte Rudolph mit gepreßter Stimme.

„Wenn Du bei ihnen bleibst,“ lispelte Konrad, „so bist Du so arm, wie eine Kirchenmaus; wenn Du mitgehst, so bereitest Du ihnen eine schöne Zukunft.“

Er zog den Widerstrebenden fast mit Gewalt nach sich und dieser warf noch einen Blick auf seine Kinder und seine Frau und folgte dann dem Verführer, welcher eine fast dämonische Gewalt über ihn ausübte.

Das Schließen der Thüre hatte einiges Geräusch verursacht. Trina erwachte und schaute um sich, denn sie glaubte, die Kinder hätten sich geregt. Sie stand auf und schaute nach der Uhr. Die Kinder schliefen noch fest, aber es war ihr doch, als ob noch immer ein Geräusch in ihren Ohren töne. Jetzt glaubte sie Schritte an der Ecke des Hauses zu vernehmen. Rasch öffnete sie das Fenster, stieß den Laden auf und schaute hinaus. Da sah sie zwei Männer um die Ecke biegen und erkannte in dem Einen ihren Mann. „Rudolph, Rudolph!" rief sie, „komm' zu mir und Deinen Kindern."

Der Gerufene blieb stehen, aber Konrad suchte ihn mit Gewalt fortzuzerren. Trina hatte keine Ahnung von seinen Absichten, aber es war ihr so unsäglich wehe um's Herz, als ob ihr ein großes Unglück bevorstände. Aus dem Fenster springend, eilte sie ihm nach, erfaßte seinen Arm und bat in den flehendsten Ausdrücken, mit ihr nach Hause zu gehen. Kein Wort des Vorwurfes kam aus ihrem Munde; Alles, was sie sprach, athmete die innigste Liebe. Da wurde sein Herz gerührt und er schaute Trina wieder als die gute, brave Frau an, die ihm so manche Stunde versüßt hatte. „Ich gehe mit Dir," hauchte er und riß sich von dem Rothkopfe los.

„Geh zum Teufel, Du Weiberknecht!" schrie dieser und verschwand in der Nacht.

„Gottlob, daß der schlimme Gesell seiner Wege geht," sprach Trina und schloß ihren Mann in die Arme.

Rudolph folgte ihr mit innerer Beschämung und stand verlegen in einer Ecke des Zimmers, während

sie Laden und Fenster schloß und ein Licht anzündete. Sie schob ihm einen Stuhl an den Tisch und holte einen Kaffeetopf vom Ofen. „Ich habe ihn warm gehalten," sagte sie mit süßem Lächeln, „denn ich erwartete Dich von Stunde zu Stunde. Die Müdigkeit schloß mir die Augen, sonst hättest Du mich noch munter gefunden. Schade, daß Du nicht früher kamst, es sollte eigentlich ein kleines Familienfest werden. Da ist auch Brod, Butter, Käse, Wurst und Schinken. Heute können wir schon Etwas drauf gehen lassen; denn so ein Festtag kommt so bald nicht wieder."

Mit Beschämung schaute Rudolph zu Boden; denn statt des von Konrad geschilderten Drachen fand er einen liebevollen Engel. Mit freundlichen Worten redete sie ihm zu, es sich gut schmecken zu lassen; aber er war nicht hungrig. Wenn er es auch gewesen wäre, so hätte er doch nicht essen können, denn Scham, Wehmuth und Reue ließen es nicht zu.

Plötzlich sprang sie auf, schob eine Gardine zurück und holte einen neuen Rock, eine Hose und Weste hervor. „Sieh," sagte sie jubelnd, „das habe ich Dir schneiden lassen und dann habe ich es selbst genäht; ich weiß, daß es Dir ganz vortrefflich sitzt, und wenn wir Sonntags zur Kirche gehen —"

Hier stockte sie plötzlich und schaute verlegen vor sich hin, denn sie erinnerte sich, daß ihr Mann die Kirche nicht mehr besuchte.

Rudolph verstand sie. Von Wehmuth überwältigt sprang er auf, ergriff ihre Hand und sprach: „Sprich es nur aus, Trina; denn ich werde wieder mit Dir zur Kirche gehen."

„Das wolltest Du wirklich?" fragte sie.

„So wahr ich hier stehe!“

Da kannte ihre Freude keine Grenze; sie drückte den geliebten Mann an ihre Brust und sprach mit gerührter Stimme: „Gott sei Dank für diesen Entschluß! Nun wird das Glück wieder in unserm Häuschen wohnen. Gestern war ich noch so voller Befürchtungen und ich zweifelte, ob jemals wieder eine schöne Stunde für mich schlagen werde; heute ist die dunkle Nacht dem hellen Sonnenscheine gewichen und Alles wird wieder so froh und heiter, wie früher.“

Das laute Gespräch zu so später Stunde weckte die Kinder. Fränzchen kündete mit lauter Stimme seine Unzufriedenheit mit dieser Störung an und Mimi secundirte ihrem Bruder mit leiseren Tönen. Da konnte sich Rudolph nicht enthalten, an das Bettchen zu eilen. Auf jeden Arm nahm er eins der Kinder und sprang trällernd mit ihnen in der Stube herum. Anfangs fürchteten sie sich vor dem fremden Manne; als er aber so freundlich mit ihnen that und nicht aufhörte, zu hopsen und zu springen, da faßten sie Zutrauen und griffen ihm nach dem krausen Barte.

Trina ließ ihn gewähren, ihre Augen füllten sich mit Freudenthränen und sie dachte: Wenn je wieder böse Stunden über ihn kämen, so würden diese Kinder das Band sein, welches ihn an die Mutter festhält. — Ein stilles, mehr gehauchtes, als gesprochenes Dankgebet folgte dieser frohen Empfindung, dann legte sie die Hand auf seine Schulter und sagte: „Rudolph, sie müssen jetzt wieder schlafen, sonst sind sie morgen den ganzen Tag unruhig und lästig.“

Achtes Kapitel.

Ein neuer Frühling.

Trina konnte vor freudiger Aufregung heute Nacht nicht schlafen; wieder und wieder mußte sie den entzückenden Gedanken durchdenken, daß sie nun immer mit ihrem Mann zusammen sein werde. Um ihn nicht noch einmal von sich zu entfernen, nahm sie sich fest vor, auf ihr Benehmen scharf zu achten und ihm keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. „Mit Sanftmuth und Geduld überwindet man Alles," dachte sie, „und die Männer sind um so leichter zu lenken, je mehr Aufopferung und Tugend sie bei ihren Frauen finden."

Rudolph schlief heute Nacht wie ein Dachs. Im Gefängnisse hatte ihm die innere Unzufriedenheit und das stets murrende Gewissen den Schlaf nicht gestattet, darum holte heute, wo er mit sich selbst zufrieden war, die Natur das Versäumte nach.

Als die Morgenglocke die Schläfer zum Aufstehen rief, erhob sich Trina, zündete das Licht an, legte Rudolph's neue Sonntagskleider und ein frisches Hemd auf den Stuhl vor seinem Bette, stellte die blank geputzten Stiefel daneben, holte Wasser, Schwamm, Seife und Kamm und weckte ihn dann. „Rudolph," flüsterte sie ihm zu, „es ist Zeit zur Kirche. Stehe leise auf, damit die Kinder nicht aufwachen. Sie sind gewöhnt, bis nach der Messe zu schlafen."

Das Schlafen that ihm noch so gut, daß er lieber

liegen geblieben wäre, aber er überwand sich und kleidete sich rasch an. Wie kam er sich in der frischen Wäsche und den neuen Kleidern so ganz anders vor, als sonst. Es war ihm gerade, als habe er mit den neuen Kleidern auch einen neuen Menschen angezogen und das alte Leben widerte ihn so sehr an, daß er sich noch einmal vornahm, auf der guten Bahn zu verharren. Trina reichte ihm das Gebetbuch und den Rosenkranz und nun wanderten sie in heiterer Stimmung zur Kirche. Als er eintrat, überzogen sich seine Wangen mit Schamröthe, denn gleich an der Thüre traf er auf einige Bekannte, gegen welche er früher sehr gotteslästerische Reden hatte fallen lassen. In eine dunkle Ecke gedrückt, wo er nicht gut beobachtet werden konnte, begann er, den Rosenkranz zu beten. Er hatte es früher oft in großer Gedankenlosigkeit gethan, heute aber wurde ihm jedes Wort bedeutungsvoll. Es war gerade, als ob ein Engel neben ihm stände, welcher ihn in die wunderbare Tiefe des Gebets einführte und ihm den Inhalt klar machte. Mit leuchtender Flammenschrift sah er die Worte in seinem Herzen glühen und aus jedem einzelnen sprühten eine Reihe von Bildern hervor, in welchen er die Handlungen der Allmacht, der Weisheit, der Liebe und der Gerechtigkeit Gottes sah. Endlich entfiel der Rosenkranz seinen Händen; er betete nicht mehr, sondern war ganz in Betrachtung aufgelöst. Die Gnade Gottes wirkte immer mächtiger in ihm. Deutlich und klar erkannte er seine Fehler und Irrthümer und sah mit den Augen des Geistes, zu welchem unaussprechlichen Elende ihn dieselben geführt hätten, wenn sich Trina nicht seiner angenommen. Aus dieser Erkenntniß ent-

sprang eine wahre und aufrichtige Reue. Heiße Thränen entrannen seinen Augen und diese an heiliger Stätte geweinten Thränen sollten ihm für alle Zukunft zum unversiegbaren Quell des Glückes werden.

Die Messe war aus und die meisten Gläubigen hatten die Kirche verlassen, als er aus seiner Betrachtung erwachte und um sich schaute. Trina hatte auf ihn gewartet. Sie winkte ihm und Beide kehrten zusammen schweigend, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, nach Hause zurück.

Trina bereitete das Frühstück und Rudolph nahm die unterdessen aufgewachten Kinder aus dem Bettchen. Beim Frühstücke war er sehr schweigsam, denn die Empfindungen in der Kirche wirkten noch in seinem Herzen. Er wollte Trina wegen seines früheren Lebens um Verzeihung bitten, aber er wußte es nicht recht anzufassen. Nach dem Frühstücke reichte Trina den Kindern die Flasche, wusch sie sauber und kleidete sie sonntäglich an. Als er sah, mit welcher Liebe und Hingebung sie für dieselben sorgte, ging es ihm wie ein Stich durch's Herz, daß er in seiner Verblendung selbst dieser unschuldigen Würmer nicht gedacht hatte.

Gegen seinen Willen rollte ihm eine Thräne über die Wange; er konnte derselben keinen Einhalt thun, wie sehr er sich auch gegen das seiner Meinung nach weibische Gefühl sträubte. Als die Schleusen einmal geöffnet waren, da war kein Halten mehr. Aufgelöst in Reue stand er auf, ergriff die Hand seiner Frau, drückte sie zwischen den seinigen und bedeckte sie mit Küssen. „Trina,“ sagte er, „ich habe niedrig und schlecht an Dir und den Kindern gehandelt.“

„O, es ist ja nun Alles vorüber,“ entgegnete sie,

„sprechen wir nicht mehr davon. Die Gegenwart ist so schön, daß wir die Vergangenheit vergessen können."

„Es ist wahr, Trina," antwortete er, „Gottes Gnade und Deine Milde haben mich zurückgeführt und uns Beide vor unsäglichem Elende bewahrt; aber ich will darum doch nicht schweigen, denn es gehört mit zur Buße, daß ich Dir ein aufrichtiges Bekenntniß mache. Höre mich also an und sage mir dann aufrichtig, ob Du mir noch verzeihen kannst. Wie ich Dich mit bösen Worten und Thaten gekränkt, davon will ich nicht reden, denn Du weißt es; auch kann ich davon schweigen, daß ich den Tagelohn durchbrachte und Dich darben ließ, denn Du hast es leider nur allzuschmerzlich empfunden. Eins aber weißt Du noch nicht und das muß ich Dir bekennen. Als Du mich von der Straße holtest war ich im Begriffe, Dich und die Kinder zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Konrad wollte das Geld dazu hergeben und bot mir geradezu die Hälfte einer großen Summe an. Wärest Du nicht gekommen, so trüg mich schon jetzt die Eisenbahn fort oder ich wäre schon an der See angekommen."

Trina verlor bei diesem Berichte alle Farbe aus dem Gesichte. Unwillkürlich griff sie mit der Hand nach dem Herzen und stand für einige Minuten sprachlos. Erst nach und nach kam das Blut wieder in ihre Wangen zurück und sie sagte mit zitterndem Tone: „Wir wollen Beide Gott danken, daß es nicht dazu gekommen ist! Der Rothkopf ist es allein gewesen, welcher Dich vom guten Wege abbrachte. Du selbst bist gut und hast keine Anlage zum Bösen; aber durch seinen Einfluß wärest Du sicher zu Grunde gegangen."

„Ich habe das erst in der entscheidenden Minute

geahnt," gab er zur Antwort. „Wie es gekommen, daß er mich zu seinem Werkzeuge machen konnte, weiß ich nicht: aber er übte gleich von Anfang, als er mir von der unwürdigen Lage der Arbeiter sprach, eine unbedingte Herrschaft über mich aus. Er wußte mit so süßen Worten zu reden, daß ich mich und die übrigen Arbeiter für die mißbrauchten Opfer der Fabrikanten hielt und es für eine Pflicht erachtete, ihnen entgegenzuarbeiten. Diese Gewalt hat er seit jenem Tage fortwährend über mich ausgeübt und ich mußte ihm zuweilen gegen meinen Willen folgen; aber ich war dabei nie zufrieden und froh, sondern stets von einem unerträglichen Unbehagen gequält. Ich empfand sehr gut, daß ich mein häusliches Paradies verloren, aber es fehlte mir der gute Wille, es wieder zurück zu erobern. Erst als Du mir nacheiltest, als Du mit ängstlichem Tone meinen Namen riefst, da zuckte es in meinem Herzen und es war mir, als ob es in ein glühendes Feuer getaucht würde. Mit einem Male erkannte ich, daß ich meinen Engel verließ und meinem bösen Feinde folgte. Jetzt ist es vorbei und Du sollst Dich nicht mehr über mich beklagen."

Trina drückte seine Hand und sprach: „Das war die Gnade Gottes, Rudolph; er hat Dich eine Zeit lang auf Deinen Irrwegen gelassen, um Dir zu zeigen, daß das Böse den innern Frieden und die Familie zerstört; aber als Du am Scheidewege standest, da rief er Dir durch meine Stimme ein Halt zu und Du mußtest kommen."

Trina ließ die Hand ihres Mannes, welche sie gefaßt hatte, los und fragte: „Sagtest Du nicht, daß der Rothkopf viel Geld hatte und daß er die Hälfte desselben Dir anbot?"

Rudolph nickte und entgegnete: „Ich habe es aber nicht genommen, sondern dachte, daß er unsere Reise aus der gemeinschaftlichen Kasse zahlen werde.“

„Dafür wollen wir dem Himmel danken,“ sprach sie; „denn nimmer hat er dieses Geld auf redlichem Wege erworben. Paß auf, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und wird dieser Mensch in Deutschland nicht geköpft, so wird er in Amerika gehangen.“

Das war heute wieder einmal ein von Gott gesegneter Sonntag; Rudolph fühlte sich wieder als Vater und Gatte und war innerlich freudig gestimmt. Nachmittags wechselten sie sich mit dem Kirchengehen ab, denn jetzt, wo ihrer wieder Zwei waren, hatte Trina gern, daß Eines bei den Kindern blieb.

Am folgenden Tage durchlief das Gerücht die Stadt, ein Rentner, der eben eine große Summe Geldes im Hause gehabt, sei in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag stark bestohlen worden. Am Orte der That hatte sich ein Taschentuch vorgefunden, welches mit den Buchstaben K. M. gezeichnet war. Als die Anzeige von dem Diebstahl in die Zeitung kam, sprach Trina: „Die Buchstaben bezeichnen den Thäter; ich möchte wetten, daß es der Rothkopf gewesen. Nun können wir schön in die Patsche kommen, weil Du zuletzt bei ihm gewesen bist.“

Rudolph schrack zusammen. „Du hast Recht,“ sprach er; „aber was kann ich thun, um den Verdacht von mir abzulenken? Die Polizei weiß, daß ich mit ihm lange in Verbindung gestanden und ich fürchte, daß sie am Eude kommen und mich holen werden.“

„Das fürchte ich ebenfalls," antwortete Trina, „und wir müssen es verhindern."

„Aber wie, wie?"

„Zeige an, daß er viel Geld gehabt hat und Dir unter der Bedingung, daß Du mit nach Amerika gehen wollest, die Hälfte anbot."

„Nein, das kann ich nicht, Trina. Wenn er auch schlecht an mir gehandelt, so mag ich doch nicht zum Verräther werden. Ich würde mich vor mir selber schämen."

„Im Gegentheile, Rudolph; es ist Deine Pflicht und Du mußt Dich schämen, wenn Du es nicht thust. Du machst Dich dadurch zum Mitschuldigen."

Sie setzte ihm so lange mit Bitten zu, bis er endlich versprach, zur Polizei zu gehen und die Anzeige zu machen. Nun drang sie mit Entschiedenheit darauf, daß er keine Minute versäume, sondern sogleich gehe. Er zog seinen Rock an und ging hinweg; im Parke blieb er zögernd stehen und schwankte hin und her. Es kam ihm doch unedel und abscheulich vor, einen Menschen, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, hinterhälterischer Weise zu verrathen. Auf der anderen Seite konnte er auch nicht verkennen, daß er sich durch Schweigen einer großen Gefahr aussetze. Die Polizei mußte ihn im Einverständnisse mit dem Diebe glauben, wenn es auskam, daß er in der Nacht des Diebstahls mit ihm zusammen gewesen. Und wenn sie gar erfuhr, daß Konrad Merken im „goldenen Schweinskopfe" sein Geld gezeigt, so lag es sehr nahe, daß er dem Diebstahle nicht fremd war. Doch, wenn er es nicht anzeigte, wie stand er dann wieder zu seiner Frau, mit der er sich eben erst versöhnt hatte. Je länger er

nachdachte, desto mehr überzeugte er sich, daß er nicht schweigen durfte. Seinen Schritt wieder beschleunigend, ging er geraden Weges auf das Gebäude der Polizei-Direction zu. Auf der Schwelle kam ihm noch einmal ein Widerwille gegen die Anzeige, aber der Rückzug wurde ihm durch einen Polizeidiener erspart, der eben aus der Stube des Polizei-Directors trat.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der Polizeidiener.

„Zum Polizei-Director.“

„Gut, gehen Sie hinein; ich war ohnehin beauftragt, Sie zu rufen.“

„Mich zu rufen?“ dachte Rudolph. „Also ist es schon aus?“

Es blieb ihm nun keine Wahl mehr; er klopfte an und trat in die Stube. Der Polizei-Director schaute ihn mit einem durchbohrenden Blicke an und sagte: „Ich habe so eben Auftrag gegeben, Sie zu rufen und hätte Sie nicht so schnell erwartet. Es ist aber gut, daß Sie da sind, denn ich wollte Sie in wohlwollender Absicht vor ferneren Agitationen unter den Arbeitern warnen, weil ich den Auftrag habe, die strengsten Maßregeln gegen Sie und Merken zu ergreifen. Sie waren früher ein fleißiger Arbeiter, vor dem Jedermann Achtung hatte, deßhalb möchte ich Sie nicht gerne von Neuem in Dinge verwickelt sehen, die schließlich zu Ihrem Nachtheile ausfallen müssen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Absicht, Herr Director!“ gab Rudolph zur Antwort, „und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich geheilt bin. Wenn ich wieder Arbeit erhalten kann, so werde ich derselben still und bescheiden obliegen. So ist es zwischen meiner Frau und mir ausgemacht und so soll

es auch gehalten werden. Uebrigens bin ich ungerufen hierher gekommen, denn ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Vielleicht," entgegnete Rudolph, „begehe ich ein Unrecht, aber mein Gewissen treibt mich, zu sprechen. Während meiner Haft war Konrad Merken mehrmals am Fenster des Gefängnißhofes, um mich zur Flucht zu verleiten, und als ich am Samstag Abend loskam, zeigte er mir im „goldenen Schweinskopfe" eine große Summe Geldes und bot mir die Hälfte an, wenn ich sofort mit ihm nach Amerika gehe. Er malte mir die dortigen Verhältnisse sehr glänzend aus und versicherte mir, daß wir in einigen Jahren als reiche Leute zurückkommen würden. Der Glanz des Geldes war sehr verführerisch, seine Worte noch mehr. Es kam hinzu, daß ich mit meiner Frau und mit der menschlichen Gesellschaft zerfallen und voller Grimm aus dem Gefängnisse gekommen war. Ich ging nach längerem Sträuben auf seinen Plan ein; aber ich wollte vor der Abreise, die gleich in der nämlichen Nacht geschehen sollte, meine Kinder noch einmal sehen. Das Scheiden von ihnen fiel mir sehr schwer, aber Konrad entriß mich ihnen und ich folgte ihm. Meine Frau war von dem Geräusche aufgewacht. Sie eilte mir nach und rief meinen Namen. War es der ängstliche Ton, war es die Gnade Gottes, genug, ich empfand plötzlich das Bedürfniß, wieder mit ihr zu leben, verließ den Verführer und kehrte nach Hause zurück, während Konrad seinen Weg verfolgte. Heute nun höre ich von dem Diebstahle und daß am Orte der That ein Taschentuch mit dem Zeichen K. M. gefunden worden

ist. Was liegt näher, als der Verdacht, daß Merken den Diebstahl begangen?"

Der Polizei-Director hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt schlug er sich mit der Hand vor die Stirne und sagte: „Wie ist es möglich, daß ich nicht sogleich auf diesen Menschen kam? Uebrigens, Moosheim, sind Sie einem guten Impulse gefolgt, denn Sie kamen in einen sehr schlimmen Verdacht, wenn Sie die Anzeige unterließen."

Er zog die Klingel, schrieb Etwas auf einen Bogen Papier und beauftragte den eintretenden Commissar, in der Wohnung des Konrad Merken sofort eine genaue Haussuchung zu halten. Dann wandte er sich wieder an Rudolph und sprach: „Kennen Sie die Richtung, welche Merken eingeschlagen hat?"

„Er sagte, er wolle direct nach Hamburg und dort sogleich zu Schiffe gehen."

Abermals schrieb der Polizei-Director Etwas auf ein Papier, klingelte und befahl dem eintretenden Kastellan, die Depesche sofort zum Telegraphen-Bureau zu bringen.

„Wenn wir ihn nur noch haschen! Wenn es nicht zu spät ist!" sagte er. „Wären Sie gleich heute Morgen gekommen, so würde ihn die Polizei am Hamburger Bahnhofe bei seiner Ankunft in Empfang genommen haben."

Rudolph griff in die Tasche und sprach: „Da hätte ich bald etwas sehr Wichtiges vergessen. Konrad hatte schon einen fertigen Paß für mich und händigte mir denselben ein. Hier ist er. Als ich meine Verwunderung ausdrückte, daß die Polizei einen Paß für mich ausgestellt, während ich mich im Gefängnisse be-

fand und ohne, daß ich darum nachgesucht hätte, sagte er, mit Geld lasse sich Alles machen."

Der Director beschaute das Papier, das Siegel und seine eigene Unterschrift. Im höchsten Grade erstaunt und ärgerlich mit dem Kopfe schüttelnd, sprach er mehr zu sich selbst, als zu Rudolph: „Das sind unsere Formulare, das ist unser Stempel und das ist eine Unterschrift, welche der meinigen täuschend ähnlich sieht. Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich glauben, daß ich sie selbst gemacht habe. Hm, wenn ich die Sache recht verstehe, so hat er wirklich für Geld Hülfe gefunden."

Er sann eine Weile nach und ließ vor seinem Geiste die Polizeibeamten und die Hülfsarbeiter Revue passiren; aber er fand für jetzt noch Niemanden, den er der Begehung einer solchen That für fähig hielt.

„Lassen wir das bis später," unterbrach er seinen Gedankengang. „Ich werde jetzt Ihre Aussage zu Papier bringen und ein Protocoll aufnehmen. Setzen Sie sich, bis ich fertig bin."

Nachdem er Alles niedergeschrieben, was Rudolph erzählt, und ihn aufgefordert hatte, der Vorlesung zuzuhören und das Protocoll zu unterschreiben, gab er ihm noch einmal den Rath, sich ruhig zu verhalten und still und bescheiden seiner Arbeit nachzugehen.

Von einer großen Last befreit, begab er sich nach Hause, wo er indessen statt seiner Frau eine Nachbarin vorfand, die sich mit den Kindern beschäftigte.

„Wo ist Trina?" fragte er.

„Sie ist ausgegangen. Wohin, weiß ich nicht. Sie hat mich nur gebeten, bis zu ihrer Rückkehr auf die Kinder aufzupassen."

Sie ließ so lange auf sich warten, daß die Nachbarin nicht mehr bleiben konnte. Er übernahm also die Wartung der Kinder und dachte unterdessen darüber nach, welch' einem glücklichen Gefühle er gefolgt sei, als er sich in der Nacht von seiner Frau zur Rückkehr bestimmen ließ.

Sehen wir zu, was Trina während ihrer Abwesenheit vom Hause that. Sie begab sich zu Fridolin, erzählte ihm, daß ihr Mann aus dem Gefängnisse zurückgekehrt und ein ganz anderer Mensch geworden sei.

„Dem Himmel sei Dank dafür," antwortete er; „offen gesagt, das hatte ich nicht erwartet, denn das Gefängniß ist eher eine Schule des Verderbens, als der Besserung. Nun halte ihn aber gut, fahre nicht gleich in's Horn und gib hübsch nach, auch dann, wenn Du glaubst, in Deinem Rechte zu sein. Geduld und Sanftmuth bringen immer mehr zu Wege, als leidenschaftliche Hitze."

„O, ich werde mich gewiß zusammennehmen, Herr Porter, und ich komme sicher recht gut mit ihm aus, denn der Rothkopf ist nicht mehr da und so hört der schlimme Einfluß auf."

„Der Rothkopf ist nicht mehr da?"

„Nein, er ist nach Amerika abgegangen und es hätte nicht manches Haar gefehlt, so wäre mein Mann mit ihm gegangen."

„Ei, das mußt Du mir erzählen, Trina!"

Sie erzählte ihm Alles, was sie wußte, und verschwieg auch ihre Vermuthung über den Dieb nicht. Fridolin schlug die Hände zusammen und nun dankte er erst recht Gott, daß dem Rudolph noch in letzter Stunde die Augen aufgegangen waren.

„Ich muß nun auch sagen, warum ich gekommen bin," nahm Trina wieder das Wort. „Sie kennen meinen Mann und wissen, daß er von Natur durch und durch edel ist. Ein Paar Tage wird er sich in den Müssiggang fügen, dann aber auf den Gedanken kommen, daß es eines Mannes nicht würdig ist, sich von einer Frau ernähren zu lassen. Sicher entsteht dann wieder Unzufriedenheit in seinem Herzen und es würde uns nichts Anderes übrig bleiben, als nach einer anderen Stadt überzusiedeln. Das aber wäre mir sehr unlieb, denn hier habe ich einmal einen guten Nebenerwerb gefunden, der uns für die Zukunft eine tüchtige Hülfe sein wird. Ich wollte Sie deßhalb bitten, mit Herrn Meynhold zu sprechen, daß er ihn wieder in Arbeit nimmt."

Fridolin war dieser Auftrag offenbar nicht recht. „Ich kenne seinen Charakter," sagte er, „und weiß, wie schwer es hält, ihn von einem einmal ausgesprochenen Worte zurückzubringen. Gehe Du selbst hin, sicher wirst Du ein besserer Anwalt für Deinen Mann sein, als ich. Wenn er nicht will, so ist es noch immer Zeit, daß ich an ihn herangehe."

Trina hatte kaum den Muth, diesen Schritt allein zu thun; aber auf Fridolin's warmes Zureden machte sie sich doch auf den Weg und traf Herrn Meynhold eben in guter Laune, denn die Geschäfte fingen wieder an, sich merklich zu bessern. Er hatte immer ein großes Stück auf Trina gehalten und empfing sie auch heute freundlich und zuvorkommend.

Mit Herzklopfen näherte sie sich ihm und redete ihn an: „Herr Meynhold, mein Mann ist am Samstage wieder frei geworden und er bereut es von

ganzem Herzen, daß er sich damals an der Arbeiterbewegung betheiligt hat."

„Betheiligt ist nicht das rechte Wort," entgegnete Meynhold, „er war der Führer und Verführer."

„Ich muß es leider zugeben, Herr Meynhold, aber der Rothkopf war sein böser Stern, der ihn auf die falschen Wege gebracht; in seiner Natur lag es sicherlich nicht. Der Rothkopf ist nun für immer fort, und wenn er auch noch hier wäre, so würde mein Mann doch keine Gemeinschaft mehr mit ihm pflegen. Das hat er mir in die Hand versprochen und er hält sicher sein Wort. Tragen Sie ihm seine Fehler nicht nach. Nehmen Sie ihn wieder in Arbeit."

„Wie kann ich das? Ich habe damals gesagt, daß die Aufwiegler und die Aufgewiegelten von meiner Fabrik ausgeschlossen sind."

„Freilich, Herr Meynhold, und Sie sind gewiß auch in Ihrem vollen Rechte, wenn Sie Wort halten; aber wenn Sie bedenken, daß Sie durch Ihre Nachgiebigkeit eine Familie glücklich machen, daß Sie ein sehr gutes und christliches Werk thun, so macht Ihnen das Abgehen von Ihrem Worte Ehre und verschafft Ihnen dankbare Herzen."

Der Fabrikant wäre eigentlich gerne auf ihre Bitte eingegangen, aber in solchen Dingen übertraf das starre Festhalten an dem einmal gesprochenen Worte die Güte seines Herzens.

Trina las in seinen Augen, daß ihm die abschlägige Antwort schwer fiel, deßhalb schöpfte sie neuen Muth. — „Herr Meynhold," sagte sie, „nachdem mein Mann den begangenen Fehler eingesehen und bereut hat, wird er mit eisernem Fleiße den Schaden, den er

Ihnen verursucht hat, wieder einzubringen suchen; wenn Sie ihn aber zurückweisen, so werde ich mit meinen Kindern der Armuth und dem Elende Preis gegeben. Entscheiden Sie sich für unser Bestes! Sie thun ein Gott wohlgefälliges Werk."

„Nun denn in Gottes Namen," sprach der Fabrikant. „Er mag denn morgen seine alte Stelle wieder einnehmen und es soll mich freuen, wenn er wirklich so brav bleibt, wie Sie versprochen."

Freudig bewegt eilte Trina nach Hause. Ihr Mann hatte in jedem Arme ein Kind und tanzte mit ihnen in der Stube umher, um sie zu beschwichtigen.

„Was hast Du denn?" rief er ihr entgegen. „Du siehst ja ganz strahlend aus!"

„Und habe auch Ursache dazu," gab sie zur Antwort, „denn Herr Meynhold hat Dir Deine alte Stelle in der Fabrik wiedergegeben."

„Ist das wirklich wahr?" fragte er, und die Nachricht erregte ihn so sehr, daß ihm das Blut in das Gesicht emporstieg.

„Verlaß Dich darauf, Rudolph; Du sollst morgen früh gleich kommen."

„Gott, womit habe ich das Alles verdient!" sagte er. „Nun soll der Herr Meynhold aber auch an mir einen tüchtigen und treuen Mann haben, und laß mir nur noch Einen kommen, der mir wieder das Concept verrücken will. Ich werde ihn in's Rothholz tauchen, daß ihm die Lust zum Wiederkommen vergeht. Einmal bin ich auf falschem Wege gewesen, aber es soll zum zweiten Male nicht geschehen."

Ach, wie freute sich die gute Trina! Nun verschwanden ja alle trüben Wolken vom Himmel, sie

waren wieder in's Paradies eingezogen, aus dem sie der Rothkopf mit seinen Künsten und Listen herausgerissen hatte.

Sehen wir uns jetzt an einer anderen Stelle um. Der Polizei-Commissar, welcher den Auftrag erhalten hatte, in Konrad Merken's Wohnung eine Durchsuchung zu halten, wurde nicht sehr angeheimelt, als er durch einen dunkeln Hausgang in eine Stube des Hinterhauses gewiesen wurde. Es war ein elendes, feuchtes Loch, welches von Ruß, Staub und Kohlendunst ganz geschwärzt war. Als er die Thüre öffnete, drang ihm ein so abscheulicher Geruch entgegen, daß es ihm fast übel wurde. Auf dem zerborstenen Ofen brodelte ein Kessel, dessen Inhalt ebenfalls einen so unangenehmen Geruch verbreitete, daß man nach der Speise nicht lüstern werden konnte. Um den Ofen hingen zum Trocknen ein Paar alte Hemdenfetzen, einige Strümpfe mit faustgroßen Löchern und eine Anzahl Lappen, deren Bestimmung man schwer enträthseln konnte. Ein halbes Dutzend zerlumpter, von Schmutz strotzender Kinder wälzte sich auf dem Boden umher; sie rissen sich an den Haaren, schrieen, kreischten und thaten in jeglicher Weise wüst. Die Mutter saß auf einem niedrigen Schemel, die Hände im Schooße gefaltet. Auch sie war schmutzig und zerrissen und in ihrem abgezehrten Antlitze stand eine lange Geschichte von Leid und Elend geschrieben. Es schien, daß Sorge und Entbehrung sie stumpfsinnig gemacht hatten, denn der wüste Lärm ihrer Kinder ließ sie ganz gleichgültig und sie merkte gar nicht, daß der Polizei-Commissar eingetreten war. Erst als die Kinder aufhörten zu zanken und ihn anglotzten, wurde sie aufmerksam.

„Sie sind wohl Frau Merken?“ fragte er.

Sie nickte als Antwort mit dem Kopfe.

„Wo ist Ihr Mann?“

Ueber ihre weißen schmalen Lippen ging ein bitteres Lächeln. „Es kommt mir fast wie ein Spott vor, daß mich Jemand nach ihm fragt,“ gab sie zur Antwort. „Ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen, er läßt mich hier vor Hunger und Elend umkommen und kümmert sich nicht um mich. Ich wünsche, er wäre todt, dann hätten die Leute noch vielleicht Mitleid mit mir.“

Dem Commissar ging eine Gänsehaut über den Rücken, aber er mußte seine Pflicht thun. „War er gestern und heute auch nicht hier?“ fragte er.

Sie schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Zuletzt war er vor vier Wochen hier. Da hat er uns alle der Reihe nach durchgehauen und ist wieder gegangen. So macht er es immer, aber er läßt uns niemals einen Pfennig Geld zurück. Also habe ich Recht, wenn ich ihm den Tod wünsche.“

Der Commissar durchsuchte das stinkende Bett und einen alten Schrank. Da er Nichts als werthlose Lumpen fand, so entfernte er sich mit der Ueberzeugung, daß die arme Frau weder etwas von dem Gelde erhalten habe, noch von seinem jetzigen Aufenthalte wisse.

Die Polizei sparte keine Mühe, um seiner habhaft zu werden, aber sie war nicht glücklich. Weder in Hamburg, noch an einem anderen Orte, wo er seine Einschiffung nach Amerika hätte bewerkstelligen können, war er angekommen. Wie scharf man auch Wache halten mochte, der Konrad Merken war verschwunden.

Es blieb übrigens doch ganz unbegreiflich, daß auch in Amerika Nichts von ihm verlautete. Es lag deßhalb nicht ganz fern, daß man sich an den Gedanken gewöhnte, er habe irgendwo seinen Tod gefunden.

Neuntes Kapitel.

Die neue Fabrik.

Der gute Fridolin Porter war in seinem schönen Vereine nicht müßig gewesen. Von einer Anzahl wohldenkender und wissenschaftlich gebildeter Männer unterstützt, hatte er nach und nach die Arbeiter zu richtigeren Anschauungen gebracht, als sie von Konrad Merken und Genossen verbreitet worden waren. Sie erkannten an, daß der Mensch zunächst selbst die Pflicht habe, für seine Bedürfnisse Sorge zu tragen, und daß er alle seine körperlichen und geistigen Kräfte anstrengen müsse, um sich ein erträgliches Dasein zu schaffen.

Diese Pflicht scheint dem unbefangenen Menschen sehr natürlich, aber den Arbeitern war so oft gepredigt worden, daß der Staat die Pflicht habe, sie zu ernähren, bis sie Mühe hatten, wieder zu natürlichen Grundsätzen zurückzukehren. Fridolin hatte gesagt, daß ihnen das Recht zustände, einen höheren Lohn zu fordern und die Arbeit niederzulegen, wenn ihnen derselbe nicht gewährt werde; aber sie hatten begriffen, daß solche Strikes fast niemals zum Nutzen der Arbeiter ausfallen. Es war ihnen klar, daß sich mit dem Ge-

setze nicht Alles machen ließ, sondern daß das Christenthum helfend eintreten müsse. Vor allen Dingen war es ihnen klar geworden, welch' ein Unglück über die Menschheit hereinbrechen würde, wenn sie den Glauben an Gott verliere.

Er war übrigens nicht dabei stehen geblieben, ihnen heilsame Lehren und ein zufriedenes Gemüth zu geben, sondern er hatte auch nach und nach praktische Einrichtungen getroffen, die ihnen von großem Nutzen waren. Aus den Spareinlagen war ein Vorschußverein geworden, aus welchem die Mitglieder auf eine bestimmte Zeit eine kleine Geldsumme erhalten konnten, um Rohmaterial anzukaufen. Er hatte auch einen Consumverein eingerichtet, wo die Mitglieder sehr gute Waaren zu einem billigen Preise erhielten; Kartoffeln, Kohlen und sonstige Vorräthe für den Winter wurden gemeinsam angeschafft und zum selbstkostenden Preise verkauft. Mit Einem Worte, er benutzte alle Gelegenheiten, um seinen Freunden das Leben behaglich und billig zu machen. Man kann also auch leicht begreifen, daß die Mitglieder dem Vereine mit großer Liebe anhingen und denselben als den ächten Förderer ihrer Interessen betrachteten. Einer der treuesten Anhänger war aber Rudolph Moosheim; er konnte am besten beurtheilen, bei welcher Lehre sich die Arbeiter am besten standen, denn er hatte beiden gehuldigt und sowohl die Mängel der einen, als die Vorzüge der andern kennen gelernt. „Selbst ist der Mann," pflegte er zu sagen, „und wo die Selbsthülfe nicht ausreicht, da muß die christliche Barmherzigkeit eintreten."

Fridolin war durch das Gedeihen seines Vereins wieder jung geworden und die Thätigkeit in demselben

machte ihm so große Freude, daß er zuweilen sogar seine Vögel vergaß. Die Arbeit wurde von Tag zu Tag größer, so daß er in seinem Invalidenzustande fast anhaltender beschäftigt war, als zur Zeit, wo er selbst noch ein Arbeiter war. Rudolph Moosheim, die Geistlichen und mancher Laie standen ihm zwar helfend zur Seite, aber die meiste Arbeit ruhte doch auf seinen Schultern, denn sein praktischer Sinn wußte die Sachen stets beim rechten Ende anzufassen und zu einem gedeihlichen Ziele zu führen; aber das glückliche Gedeihen machte ihm so viele Freude, daß er gerne auch noch einen Theil der Nacht zu Hülfe genommen hätte, wenn es nöthig gewesen wäre.

Von glücklichen und zufriedenen Menschen gibt es immer weniger zu erzählen, als von unglücklichen. So auch in unserer Geschichte. Nachdem sich Rudolph und Trina wiedergefunden, erscheint es uns ganz natürlich, daß es ihnen gut geht, daß sie durch ihren Fleiß nach und nach ein kleines Sümmchen zusammensparen, welches allgemach hübsche Zinsen trägt.

Fränzchen und Mimi, bei beiden Zwillinge, waren unter Trina's sorgfältiger Pflege prächtig vorangegangen und besuchten jetzt beide die Schule. Eines Sonntags, als sie zur Christenlehre gegangen waren, saßen Rudolph und Trina im Garten unter dem blühenden Fliederbaume und freuten sich an dem Schwärmen der Bienen und dem Dufte der Blumen. Da trat Fridolin ein, grüßte freundlich und machte sich dann daran, den Garten in seiner Länge und Breite abzumessen.

Die beiden Gatten, Rudolph und Trina, schauten dem Fridolin neugierig zu, als er mit dem Abmessen

des Gartens beschäftigt war, und fragten endlich: „Was messen Sie denn da?

„Das Grundstück ist jetzt billig zu kaufen," antwortete er, „und ich meine, Ihr solltet es erwerben und —"

„Wir?" fragte Trina verwundert.

„Ja, Ihr," entgegnete er lächelnd. „Ihr habt Euch ein ganz nettes Sümmchen erspart; es reicht hin, die nothwendige Anzahlung zu machen."

„Das wohl," antwortete Rudolph; „aber ich glaube, daß es in der Sparkasse bessere Zinsen trägt."

„Dieser Meinung bin ich nun ganz und gar nicht, Moosheim. Freilich muß Etwas geschehen, um es in höhern Werth zu bringen, und das ist leicht, wenn Du eine kleine Färberei hier erbaust und für eigene Rechnung zu färben beginnst."

Rudolph lächelte. „Da steht Mancherlei entgegen," sagte er. „Zum Bauen gehört Geld und zum Betrieb des Geschäftes ebenfalls. Wenn ich aber meine Ersparnisse zum Ankaufe des Grundstücks hergebe, so bleibt mir ja Nichts übrig."

„Weiß schon, mein Junge, aber ich habe an Alles gedacht. Herr Meynhold hat heute Morgen seine Fabrik an einen Fremden verkauft, sonst würde ich nicht davon gesprochen haben. Du mußtest Dir also auf jeden Fall einen neuen Herrn suchen und zwar schon in sechs Monaten. „Selbst ist der Mann," hast Du oft genug gesagt; darum stelle Dich auf eigene Füße. Herr Meynhold schätzt Dich hoch, weil Du nach jenem Krawall so treu und brav gewesen bist. Er wird Dir gegen mäßige Zinsen das Geld zum Bau vorstrecken, und ich gebe den Betriebsfonds, natürlich ebenfalls

gegen Zinsen; denn das Bischen, was ich habe, davon muß ich leben."

Moosheim schaute seinen Freund und Beschützer mit ungläubigem Lächeln an, denn seine Pläne hatten sich niemals bis zum Besitze einer eigenen Fabrik erhoben; er konnte sich auch jetzt die Möglichkeit noch nicht denken.

„Nun," fragte Fridolin, „gefällt Dir mein Vorschlag nicht?"

„Er gefällt mir schon," antwortete Rudolph, „aber ich fürchte, daß er nicht ausführbar ist."

„Ich bin vom Gegentheil überzeugt, mein Freund; aber ich gebe Dir Recht, wenn Du Dich nicht blindlings in das Unternehmen hineinstürzest, sondern Dir die Sache nach allen Seiten hin überlegst. Setz Dich einmal her und schau zu, was ich darüber aufgeschrieben und berechnet habe."

Fridolin zog ein Papier aus der Tasche und nun ging das Rechnen los. Trina stand unterdessen auf heißen Kohlen, denn es dauerte ihr viel zu lange, bis ihr Mann „Ja" sagte. „Es geht sicher und gewiß," dachte sie, „sonst würde Herr Porter es uns nicht rathen. Und dann riskiren die Herren ihr Geld ja auch nicht leichtsinnig."

Fast eine Stunde hatten sie sich mit dem Projecte beschäftigt, als Fridolin sich erhob und sprach: „Schau, auf diese Weise würde Deine Fabrik eine Anstalt, welche auf christlicher Nächstenliebe basirt und doch noch einen hübschen Gewinn abwirft. So lange der Mensch arbeiten kann, muß er arbeiten, das liegt einmal in den göttlichen Gesetzen, aber wenn er krank oder arbeitsunfähig wird, so muß für ihn gesorgt werden,

und darum sage ich, nicht allein muß der Lohn ausreichen, sondern es ist auch nothwendig, daß jedes Jahr 25 Procent des Gewinnes für die Gesammtheit der Arbeiter zurückgelegt werden. Mit der Zeit werden die Zinsen allein hinreichen, um den Arzt und die Medicin zu bezahlen und den Arbeitsunfähigen zu unterstützen. Du wirst natürlich darauf sehen, nur tüchtige Arbeiter zu bekommen und diese werden bei Dir aushalten, weil ihnen sonst die Versorgung für das Alter verloren geht. Die vom Gewinnste übrig bleibenden 75 Procent werden Dir außerdem einen sicheren Wohlstand verschaffen. Nun mußt Du Dich entscheiden."

Da Rudolph noch immer schwankte, so legte sich Trina in's Mittel. „Ei," sagte sie, „es ist doch sonnenklar, daß Herr Porter Recht hat! Laß alle Bedenklichkeiten fahren und schlage ein."

„Wenn Du wirklich glaubst, daß wir durchkommen," antwortete Rudolph, „so wollen wir's in Gottes Namen wagen. Ich bitte Herrn Porter nur, uns mit Rath und That an die Hand zu gehen, da ich mich allein zur Ausführung nicht stark genug fühle."

„Das soll geschehen," antwortete Fridolin. „Noch heute kaufe ich das Grundstück und in nächster Woche fangen wir an zu bauen. So Gott will, sind wir diesen Herbst schon in voller Arbeit."

Er empfahl sich und überließ die beiden Gatten ihren Empfindungen. Trina war außer sich vor Freude; auch Rudolph wurde zuversichtlicher und sprach: „Wenn es gut geht, Trina, so habe ich das Alles Dir zu verdanken, denn ohne Dich wäre ich ein liederlicher Mensch, vielleicht gar ein Dieb und Mörder ge-

worden. Man weiß ja, daß ein Laster das andere gebiert."

„Das Verdienst gehört nicht mir, Rudolph," antwortete sie. „Ich habe schon früher gesagt, es sei die Gnade Gottes gewesen und dabei muß ich auch heute bleiben. Halten wir bei unseren Unternehmungen immer Gott vor Augen, so wird er uns auch in der Folge nicht verlassen."

Wir müssen nun einen Zeitraum von einem halben Jahre überspringen. Die Fabrik stand schon, die Kessel waren eingemauert und bereits der Tag bestimmt, an welchem begonnen werden sollte. Die Arbeiter, eine Schaar sehr fleißiger und achtbarer Männer, waren ebenfalls gefunden und sie hatten sich sehr gerne die christliche Einrichtung der Fabrik gefallen lassen, weil sie sahen, daß bei regem Fleiße ihre Zukunft und selbst ihr Alter gesichert war. Es fehlte nur noch der Pförtner, und Rudolph war eben darauf hinaus, einen Mann zu suchen, der treu und pünktlich war, aber zu wenig Körperkraft hatte, um schwere Arbeiten zu thun. Zufälliger Weise führte ihn sein Weg an einem Hause vorüber, wo Almosen ausgetheilt wurden. Eine Anzahl Bettelbuben mit Körben am Arm drängten sich unter einander, um die Ersten an der Thüre zu sein. Daraus entstand eine Balgerei und ein kleiner Knirps erhielt einen Schlag auf den Kopf, daß ihm das Blut über die Wangen herablief. Von Mitleid bewegt näherte sich Rudolph, wischte ihm das Blut ab und verband die Wunde mit seinem Taschentuche. Der starke Blutverlust hatte den Knaben so geschwächt, daß er hin- und herschwankte. Rudolph nahm ihn deßhalb an die Hand, um ihn nach Hause zu bringen. Ein Schauer

überfiel ihn, als er in die armselige Stube trat, wo eine bleiche, abgemagerte Frau eben beschäftigt war, mit einem groben Besen den gehäuften Schmutz auszufegen. Als sie den Knaben sah, warf sie den Besen weg, eilte auf ihr Kind zu und fragte: „Was hast Du wieder angefangen?"

Sie haben mich geschlagen," gab ihr der Knabe zur Antwort, „der Herr da hat gesehen, daß ich nicht anfing."

Die Frau setzte sich auf einen zerbrochenen Schemel, fing bitterlich an zu weinen und seufzte: „Ach Gott, wenn ich nur todt wäre! Ich sterbe schon seit langer Zeit und alle Tage geht ein Stück vom Leben fort, aber der Tod selbst kommt nicht. Ich bin wohl noch immer nicht genug gemartert."

„Liebe Frau," sprach Rudolph, „Sie müssen den Muth nicht verlieren, sondern auf Gott vertrauen."

„Das sind Redensarten," gab sie zur Antwort; „ich habe mich lange genug gewehrt, aber meine Kraft ist längst gebrochen. Hunger, Krankheit und Seelenschmerz haben mir fast den Verstand genommen und doch will es weder zum Sterben, noch zum wirklichen Tollwerden kommen."

„Sind Sie Wittwe?" fragte Rudolph nach einer Pause.

„Ich habe noch einen Mann," sagte sie; „aber er hat sich niemals um mich bekümmert, sondern mich mit den Kindern allein wirthschaften lassen. Seinen Lohn hat er immer vertrunken und draußen gelebt. Wenn er einmal nach Hause kam, was sehr selten geschah, so schlug er mich und die Kinder halb todt ohne Ursache. Zuletzt ist er, wie die Leute sagen, ein

Dieb geworden und nach Amerika gegangen. Sehen Sie, lieber Herr, da hört Alles auf und mit dem besten Willen sinkt man immer tiefer, bis man Nichts mehr ist, als das liebe Vieh."

„Er ist nach Amerika gegangen?" fragte Rudolph verwundert. „Wie ist sein Name?"

„Konrad Merken!" gab sie zur Antwort.

Rudolph schwieg einen Augenblick, um seine Gemüthsbewegung zu verbergen, dann fuhr er fort: „Wenn Sie nicht so ganz den Muth verloren hätten und wenn Sie sich entschließen könnten, das alte Leben bei Seite zu werfen und ein neues zu beginnen, so ließe sich noch etwas für Sie thun."

„Wie soll ich das verstehen, lieber Herr?"

„Ich will es Ihnen sagen. In einer neugebauten Fabrik ist eine Pförtnerstelle vacant, die eigentlich einem Manne zugedacht war, die aber auch von einer Frau versehen werden kann. Können Sie lesen und schreiben?"

„Ich habe es sonst sehr gut gekonnt und war in der Schule immer auf dem ersten Platz."

„Nun, das ist vortrefflich. Der Pförtner hat das Thor zu öffnen und zu schließen, das Ankommen und Abgehen der Arbeiter zu notiren und die Fabrikräume zu kehren, das ist keine schwere Arbeit. Sie kann sehr gut von einer Frau verrichtet werden. Sie erhält zwei hübsche Zimmer und einen angemessenen Lohn und wenn sie recht brav und pflichttreu ist, so nimmt man sich auch ihrer Kinder recht warm an."

Frau Merken lächelte schmerzlich und antwortete: „Sie treiben Ihren Scherz mit mir. Die Leute brauchen nur meine Lumpen zu sehen und zu hören,

daß ich Frau Merken bin, so mögen sie Nichts von mir wissen.“

„Doch, doch,“ sprach Rudolph, „ich bin der Fabrikbesitzer selbst und wenn Sie wollen, so können Sie schon morgen einziehen.“

Dem armen Weibe war es, als klängen diese Worte aus einer fernen Welt heraus; sie konnte sich gar nicht in den Gedanken versetzen, daß sie es wirklich noch einmal besser bekommen könne, und noch immer schaute sie den Sprecher zweifelnd an. Als dieser ihr aber die Hand reichte und sagte: „Morgen früh um acht Uhr komme ich, um Sie zu holen,“ da endlich glaubte sie. Nun aber geberdete sie sich auch, wie eine Uebergeschnappte, klatschte in die Hände, sprang in der Stube umher und griff nach Rudolph's Hand, die sie mit Küssen bedeckte; dann sank sie plötzlich in die Kniee, faltete ihre Hände gegen Himmel und fing vor Freuden an zu weinen.

„Bis morgen,“ sprach Rudolph und schlich sich hinweg. „Welch' eine wunderbare Fügung,“ dachte er. „Das Weib wäre in der That gänzlich verkommen, wenn ich sie nicht gefunden hätte. Aber habe ich nicht doch etwas vorschnell gehandelt? Wird Herr Porter auch mit meiner Wahl zufrieden sein oder wird er es nicht eher mißbilligen, daß ich wieder mit den Merken's in Verbindung getreten bin?“

Das Letztere schien ihm am wahrscheinlichsten und er war deßhalb nicht wenig befangen, als er von Weitem Fridolin auf sich zukommen sah. „Herr Porter,“ sprach er, „ich habe statt eines Pförtners eine Pförtnerin angestellt und dazu noch eine, welche wegen ihrer Armuth und Unreinlichkeit nicht den besten

Eindruck macht; aber das arme Weib war gänzlich ohne Hülfe und sie wäre wohl in Kurzem der Verzweiflung erlegen, wenn ich mich ihrer nicht angenommen hätte."

„Wenn es einmal geschehen ist, so kann man's nicht mehr ändern," sprach Fridolin, „aber es ist doch eigentlich schade, denn ich hatte ebenfalls eine arme, sehr gedrückte Frau vorzuschlagen, und ich hätte sie um so lieber in der Stelle gesehen, weil ihr Mann sie böswillig verlassen hat. An ihr hätten wir recht die christlich sociale Denkungsart darthun können; doch Frau Merken muß sich gedulden und noch etwas länger am Fluche ihres Mannes tragen."

„Frau Merken?" rief Rudolph, „nun, wenn es die ist, dann hat Gott meine Schritte geleitet, denn sie ist es gerade, der ich versprochen habe, sie morgen früh abzuholen."

Fridolin war hocherfreut, daß sie die gleiche Wahl getroffen hatten und sprach: „Schau, da thun wir ein recht gutes Werk und da die Fabrik mit demselben eröffnet wird, so kann der Segen nicht gut ausbleiben."

Auch Trina war mit dieser Wahl sehr zufrieden, nur war sie etwas bange, die ungerathenen Buben der armen Frau möchten ein schlechtes Beispiel für ihre eigenen Kinder sein; aber sie nahm sich vor, Alles zu thun, was in ihren Kräften stand, um die unglücklichen Kinder gesitteter und besser zu machen, und dann schwand ja die Gefahr mit jedem Tage mehr.

„Wir wollen zusammengehen, um sie zu holen," sagte sie am folgenden Morgen zu ihrem Manne; „denn Frauen verstehen sich leichter unter einander."

Das war dem Rudolph ganz angenehm; sie

machten sich auf den Weg und hatten die elende Stube der Frau Merken bald erreicht. Die armen Menschen hatten sich eben erst aus dem Bette erhoben und es stank deßhalb jetzt noch schlimmer in der Stube, als gestern. Trina gab sich Mühe, das unangenehme Gefühl, welches sie beschlich, zu verbergen, aber es war ihr doch nicht ganz möglich. Sie mußte wenigstens das einzige Fenster öffnen, um frische Luft in den stinkenden Raum zu lassen.

„Wir sind gekommen, um Sie abzuholen, Frau Merken," sagte Moosheim.

„Wir sind bereit," antwortete sie; „ich muß nur unser kleines Eigenthum einpacken; ich und die Kinder werden wohl im Stande sein, es zu tragen. Geht es aber nicht auf einmal, so können wir noch einmal umkehren."

Trina faßte einen Zipfel der schmutzigen Bettdecke an und zog ihn etwas in die Höhe, aber sie ließ ihn erschrocken wieder fallen, denn sie erkannte ein wimmelndes Heer von hüpfendem und kriechendem Ungeziefer.

„Gute Frau," wandte sie sich an das arme Weib, „ich halte es für besser, wenn diese Sachen erst gewaschen werden, und ich will Sorge tragen, daß es geschieht. Ich werde Ihnen einstweilen mit dem Nöthigen aushelfen."

Frau Merken war seit Jahren an Schmutz und Ungeziefer so sehr gewöhnt, daß sie für das Vorhandensein beider Dinge kein Schamgefühl mehr besaß. Sie schüttelte deßhalb bei dem Vorschlage auch unmerklich mit dem Kopfe, fügte sich aber doch ohne Widerspruch. Die Kinder umstanden die beiden Fremden gaffend und machten einen sehr unangenehmen

Eindruck, denn in den Gesichtern stand bereits eine Schrift geschrieben, welche sich als eine vollständige Vernachlässigung der Erziehung entzifferte. Von Mitleid ergriffen beugte sich Trina zu dem mit der Kopfwunde nieder und sagte mit warmem Tone: „In der Fabrik bekommt Ihr zwei schöne Zimmer und einen Hof, wo Ihr spielen könnt. Wenn Ihr brav und fleißig seid, werdet Ihr recht viel Freude bei uns haben; auch braucht Ihr nicht mehr zu betteln."

„Nicht betteln?" fragte der Kleine erstaunt. „Wovon sollten wir dann leben? Das Betteln ist ganz lustig und ich mag es nicht aufgeben."

„Ich auch nicht," stimmte der Nebenstehende bei.

„Nun, nun, es wird sich Alles finden," sprach Trina mit wehmüthigem Tone. „Ich glaube, später wollt Ihr selbst nicht mehr. Jetzt aber brechen wir auf! Kommt!"

Mit großem Lärm und vielen Unarten liefen die Kinder bald voraus, bald blieben sie hinten; Frau Merken kümmerte sich kaum um sie. In der Fabrik angekommen, durchpolterten sie alle Räume, bis Moosheim ihnen sagte: „In diese Räume darf Niemand kommen, der nicht in denselben beschäftigt ist. Für Euch und Eure Mutter sind die beiden Zimmer am Thore bestimmt. Geht nun dorthin und kehrt nicht wieder hierher zurück."

Diese einfachen Worte, mit würdigem Ernst gepaart, scheuchten sie fort. Moosheim ließ in das vordere Zimmer einen Tisch, einen Ofen und einige Stühle nebst einem Schranke bringen, in dem hintern Zimmer aber zwei große Betten aufschlagen; dann wandte er sich an die Pförtnerin, machte sie mit ihren

Obliegenheiten bekannt und fügte hinzu: „Frau Merken, bis Ihre Arbeit beginnt, haben Sie wohl die Güte, nach und nach die Kleider der Kinder zu waschen und zu flicken und ihre Körper zu reinigen. So wie sie bis jetzt gelebt haben, kann es nicht wohl mehr gehen. Sie müssen an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt werden."

Es würde wohl noch lange schlimm damit bestellt geblieben sein, wenn sich Trina ihrer nicht angenommen hätte. Alle Tage kam sie ein Paar Stunden herüber und wußte es mit ihrer milden und doch kernigten Art dahin zu bringen, daß Frau Merken aus ihrem langjährigen Schlendrian wie aus einem Schlafe erwachte. Ihr weibliches Gefühl war lange mit Füßen getreten worden, der rauhe Wind einer furchtbaren Wirklichkeit hatte die Knospen und Blüthen nicht zum Aufbrechen kommen lassen und sie war nahe daran gewesen, rettungslos im Sumpfe der Gemeinheit und Niedrigkeit zu versinken; aber als die volle Frühlingsluft einer besseren Umgebung über sie hinwehte, da fühlte sie auch wieder eine sanfte Regung in sich.

Trina pflegte dieselbe, ohne daß die Arme es merkte, und es dauerte nicht lange, so trieb das einst so reiche Frauengemüth wieder neue Knospen und Blüthen. Der Sonnenschein des Glückes breitete sich wieder über das verwelkte Antlitz aus und in den sonst so trüben Augen blitzte wieder der Geist, der längst erstorben schien. Manchmal freilich flog ein dunkler Schatten über ihre milder gewordenen Züge, denn wenn sie an die trostlose Vergangenheit zurückdachte, sah sie auch das Bild ihres Mannes, der sie Alle so unglücklich und elend gemacht hatte.

Die Fabrik war unterdessen in Betrieb gesetzt worden, zwar nur in bescheidenen Verhältnissen, aber sie leistete dennoch viel, denn die Arbeiter, denen es natürlich am Herzen lag, für ihre eigene Zukunft zu sorgen, brauchten nicht getrieben zu werden. Wenn dennoch der Eine oder Andere lässig werden wollte, so erinnerten ihn die Andern schon an seine Pflicht. Wir wollen hier, ohne später auf Einzelnheiten zurückzukommen, nur sagen, daß sich die Principien bewährten, weil sie auf dem Christenthume und nicht allein auf dem Geldbeutel basirten.

Diese nämlichen Arbeiter hatten früher geglaubt, daß ihr Tagelohn ein äußerst kärglicher sei und sie hatten sehr häufig gesagt, daß es nicht möglich sei, mit demselben ein anständiges Leben zu führen. Jetzt wurde die Sache ganz anders. Da sie sich durch Fridolin's und Moosheim's Vorstellungen nach und nach eine Anzahl unnöthiger Bedürfnisse abgewöhnten, so konnten sie allwöchentlich eine hübsche Einlage in die mit der Fabrik verbundene Sparkasse legen und blieben dabei gesunder und kräftiger, als sie es früher gewesen waren. Ich darf aber auch nicht unerwähnt lassen, daß in jeder Weise für sie gesorgt wurde; denn Moosheim schaffte im Großen an, was sie im Kleinen bedurften, und sie erhielten es fast zum Einkaufspreise; nur ein ganz kleiner Theil floß in die Altersversorgungskasse. Da derselbe aber häufig wiederkehrte, so wurde es am Ende doch viel.

Frau Merken war eine ganz andere Person geworden. Hatte sie früher von Dreck gestrotzt, so leuchtete sie jetzt von Sauberkeit; auch die Kinder waren stets rein und hatten ein gesittetes Betragen angenom-

men. Mit Fränzchen und Mimi aber durften sie nur selten und gleichsam zur Belohnung zusammenkommen, denn Trina fürchtete, im ungezwungenen Spiel möchte die alte Gewöhnung wieder durchbrechen.

Moosheim hatte den ganzen Tag vollauf zu thun, um den ganzen Betrieb zu leiten; nur Sonntags ließ er nicht arbeiten und legte auch selbst keine Hand an, aber Abends ging er in den christlich-socialen Verein, wo er seine Grundsätze befestigte und immer etwas Neues lernte. Auch seine Arbeiter hielt er zum Besuche des Vereins an, denn es gingen wieder Emissäre der Internationalen rund, welche furchtbare, alles Gute umstürzende Lehren predigten. Alle Tage konnte man im Munde gewöhnlicher Arbeiter hören, Eigenthum sei Diebstahl und es müsse mit den Besitzenden getheilt werden. Dabei blieb man aber nicht stehen, man drohte, aus Städten und Dörfern große Aschenhaufen zu machen, den Pfaffen das Herz aus dem Leibe zu reißen, die Obrigkeit zu tödten und die sämmtlichen Gesetze zu Gunsten der Besitzlosen umzuwandeln. Wer sich durch jahrelangen Fleiß ein kleines Vermögen erworben oder eine erträgliche Lage geschaffen hatte, der galt für einen Aristokraten, und es wurde ihm offen gesagt, daß er mit unter das Messer müsse. Kirchenbesuch und das Bekenntniß einer Religion galten als Verbrechen. Mit Einem Worte, diese Menschen wollten nur das allgemeine Chaos.

Dem mußte mit allen Kräften entgegengearbeitet werden und darum hegte und pflegte er den Verein, in welchem die ewigen Wahrheiten aufrecht erhalten wurden und wo den Mitgliedern klar gemacht wurde, daß sie vor allen Dingen ihre eigenen Kräfte brauchen

müßten, ehe sie die Kräfte Anderer in Anspruch nehmen dürften. Der Sturm ging allerdings noch einmal vorüber, denn im Boden des Volkes steckten noch zu viel gesunde Keime, aber es war vorauszusehen, daß eine Lehre, welche den Besitzlosen den Himmel voll Geigen zeigte, nach und nach eine große Zahl von Anhängern finden mußte, und man hatte ein gewisses Recht, die Zukunft zu fürchten.

„Für die Dauer werden sie nicht siegen," sagte Moosheim, „denn was sie predigen, ist zu widersinnig, aber wenn sie nur für einen Monat die Herrschaft haben, so werden sie so viel zertrümmern, daß wir Jahre zum Wiederaufrichten brauchen. Also halten wir Alle zusammen und bilden wir eine Macht, die nicht so leicht gebrochen werden kann."

Ich füge noch hinzu: „Klammert Euch fest an die Religion und übt sie warm und innig, denn wenn auch im Sturm der Zeiten alle irdischen Güter zu Grunde gehen sollten, so werden Diejenigen, welche Gott zum Freunde haben, im Leben mit Wenigem zufrieden sein und im Tode in die ewigen Wohnungen aufgenommen werden, wo es keine Leidenschaften, sondern nur Glückseligkeit und Herzensfrieden giebt."

Zehntes Kapitel.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Wenn nicht der längst verschollene Konrad Merken dafür sorgte, daß wir etwas Neues zu hören bekämen, so wäre hier Nichts weiter zu erzählen, als daß die neue Fabrik vortrefflich vorwärts ging, daß die Arbeiter sehr fleißig und sparsam waren und daß Frau Merken und ihre Kinder das gerade Gegentheil von dem waren, was sie sonst gewesen.

Während sich in dieser Weise das Alltagsleben ohne viel Abwechselung abspielte, fuhr eines Tages vor dem ersten Gasthofe der Stadt ein eleganter Wagen mit zwei Apfelschimmeln vor. Die auf den Schlag gemalte Grafenkrone, der mit goldenen Stickereien überladene Kutscher und der prächtig gekleidete, hintenauf stehende Bediente setzten sogleich ein Heer von Kellnern in Bewegung, welche aus dem Speisesaale, dem Hausflure und von den Treppen herbeistürzten und an den Wagenschlag eilten.

Ein vornehmer Herr entstieg dem Wagen und richtete an den Oberkellner die Worte: „Ich bin Graf v. Famulus. Ist mein Gepäck angekommen und sind meine Zimmer bereit?“

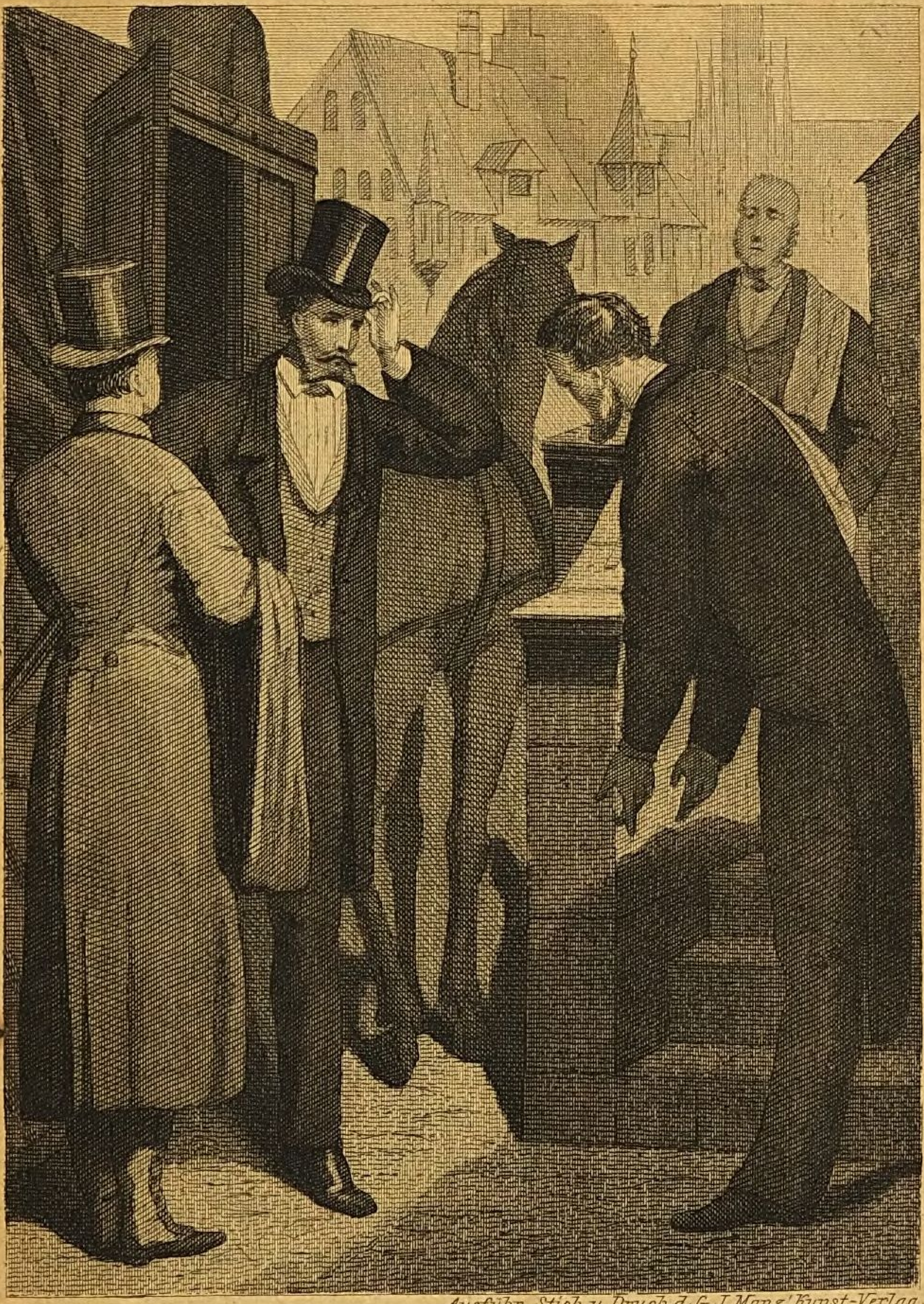
Der Oberkellner machte eine tiefe Verbeugung und antwortete in unterwürfigem Tone: „Das Gepäck des Herrn Grafen befindet sich bereits in den Appartements der Beletage. Belieben Ihre Gnaden mir zu folgen?“

Der Graf nickte gnädig mit dem Kopfe und folgte dem geschniegelten Oberkellner die Treppe hinauf, die mit den feinsten, an glänzende Kupferstäbe befestigten Teppichen belegt war. Die Zimmer, welche dem Grafen angewiesen wurden, boten einen wahrhaft königlichen Luxus dar. Der Graf warf einen schnellen Blick darüber und da er Alles nach seinem Geschmacke fand, so verabschiedete er den Kellner mit den Worten: „Ich wünsche allein zu sein. Geben Sie meinem Kutscher und meinem Bedienten Zimmer im Erdgeschosse."

Als sich der Kellner entfernt hatte, schloß und verriegelte er die Thüre, legte die Oberkleider ab und öffnete eine große, wohlverschlossene Ledertasche, welche über seine Schulter hing. Aus dieser nahm er ein Buch und ein Päckchen Wechselformulare hervor. In dem Buche befanden sich eine Menge von Banknoten, die auf die höchsten Beträge lauteten. Er zählte sie drei- bis viermal; dann steckte er sie in ein Couvert, siegelte dasselbe mit fünf Siegeln und schrieb als Adresse darauf: „An den Grafen v. Famulus, Fenchurch-Street, London."

Jetzt zog er die Klingel und gab dem eintretenden Bedienten auf, den Brief zur Post zu bringen und sich einen Schein geben zu lassen. Der Bediente beschaute auf der Treppe die Adresse und las: „Eingeschlossen zehntausend Thaler in preußischen Banknoten."

„Schau," sprach er zu dem hinaufsteigenden Kutscher, „da schickt er schon wieder zehntausend Thaler fort. Es ist gerade, als ob er in allen Städten Schuldner sitzen hätte; denn wohin wir kommen,



Herchenbach, die Fabrikarbeiter.

da sendet er gleich bei der Ankunft Geld ab. Mein Gott, er muß ja so reich sein, wie der Rothschild!"

„Wenn er nicht reich wäre," entgegnete der Kutscher, „so könnte er nicht auf diesem Fuße leben. Es ist aber gut so; reiche Leute müssen viel Geld ausgeben, damit auch die Armen etwas bekommen."

„Das ist schon recht," sprach der Bediente, „aber mich wundert, daß er überall Forderungen einkassirt! Er hat doch kein Geschäft, so viel ich weiß."

„Ja, so viel Du weißt, aber wie können wir wissen, ob und was für Geschäfte er in London hat. Wir sind erst in Deutschland in seine Dienste getreten und wissen von seinen englischen Angelegenheiten natürlich Nichts; auch gehen sie uns nicht das Mindeste an. Trage Du Deinen Brief fort und damit basta."

Kurze Zeit nachher verließ der Graf von Famulus das Hotel und schlenderte langsam durch die Straßen. Hier und dort blieb er stehen und schaute sich die Häuser an; dann ging er wieder weiter bis er an das Polizeigebäude kam. Wie ein Mann, der mit den Räumlichkeiten bekannt ist, ging er die Treppe hinauf und klopfte am Paßbureau.

„Herein!" tönte eine schnarrende Stimme.

Er öffnete und befand sich in einem Zimmer, wo drei Schreiber emsig am Kritzeln waren. Sie schauten kaum von ihren Papieren auf. Der Graf ging an ihnen vorüber und begab sich zu einem vierten, der an einem besondern Pulte arbeitete; er war offenbar der Vorgesetzte von den Dreien.

„Mein Herr," sagte der Graf, „hier ist mein Paß. Haben Sie die Güte, denselben zu visiren."

Der Beamte machte den Eindruck eines hinter-

listigen, verschmitzten und geldgierigen Subjectes. Ohne den Fremden anzusehen, faltete er den Paß aus einander. Als er den Namen „Graf v. Famulus“ sah, machte er einen tiefen Bückling, schrieb sogleich das Visa hin und überreichte dem Grafen den Paß mit einem verbindlichen Lächeln. Dieser schaute im Zimmer umher und da er die Schreiber an ihrer Arbeit sah, schob er dem Paßbeamten eine Karte hin, indem er ihm mit einer Geberde andeutete, dieselbe zu lesen.

Feldheim hatte den Inhalt kaum gelesen, als er des Grafen Angesicht mit einem raschen Blicke überflog und augenscheinlich sehr überrascht war. Der Graf legte einen Finger auf den Mund, nahm die Karte wieder an sich und ging hinweg. Feldheim schaute ihm mit einem langen Blicke nach, blieb eine Zeit lang in Nachdenken versunken und richtete seine Augen dann wieder auf das vor ihm liegende Papier, aber er schrieb nicht, sondern starrte nur auf dasselbe hin.

Der Graf wanderte anscheinend ganz zwecklos durch die Straßen, aber er verfolgte doch ein bestimmtes Ziel, wie man deutlich aus der Art und Weise sehen konnte, wie er sich durch das Läbyrinth der Gassen bewegte und die Kreuzungspunkte überschritt. An den Häusern der Adeligen und der reichsten Kaufleute gab er seine Karte ab oder er ging auch hinein, machte einen kurzen Besuch und verfolgte dann wieder seinen Weg, bis er in das Hotel zurückkam.

Wenige Stunden nachher fanden sich Livreebediente in seiner Wohnung ein, welche Einladungen brachten. Sie wurden mit reichen Trinkgeldern entlassen und er notirte sich in seinem Kalender die Reihenfolge der Besuche, die er an den bestimmten Tagen zu machen hatte.

Als es dunkel wurde, schellte er dem Kellner und bestellte ein splendides Abendessen für zwei Personen auf sein Zimmer. Es war bald aufgetragen. „Herr Oberkellner,“ sagte er, „wahrscheinlich kommt in einigen Minuten ein Herr v. Gandersberg. Lassen Sie ihn heraufkommen; sonst aber bin ich für Niemanden zu sprechen.“

„Ganz wohl, Herr Graf,“ sagte der Kellner mit einem Bücklinge und entfernte sich. Gleich nachher wurde an die Thüre gekopft und der Herr v. Gandersberg trat ein. Der Mann ging langsam und keuchend an einem Stabe. Die weißen Locken hingen ihm tief über die Stirne und der graue Bart nahm einen so großen Theil seines Gesichtes ein, daß man fast gar Nichts von seinen Zügen sah.

„Bin ich hier beim Herrn Grafen v. Famulus?“ fragte der Greis.

„Gewiß, mein lieber Feldheim!“ antwortete der Graf. „Nimm nur die Perücke und den Bart ab. Ich schließe die Thüre; es wird uns Niemand überraschen.“

Der Mann that, wie ihm geheißen, und nun stand der Paßbeamte Feldheim vor ihm. „Die Verwandlung ist fertig,“ sagte er, „ich möchte aber wünschen, daß sich auch der Herr Graf demaskirten.“

Der Graf nahm ebenfalls Perücke und Bart ab und war nun ein ganz anderer Mensch. Die beiden Männer standen sich lachend gegenüber, bis der Graf sagte: „Lassen wir das Souper nicht kalt werden. Nach demselben gehen wir an unsere Geschäfte. Wir wollen noch heute einen hübschen Gewinn machen.“

Beim Essen wurden die feinen Rheinweine und

der Champagner nicht geschont. „Den Rest des vortrefflichen Weines vertilgen wir nachher," sprach der Graf am Schlusse des Mahles; die Hand muß fest und das Auge klar bleiben. Komm in die Nebenstube, dort steht Alles bereit!"

Die beiden Männer verließen den Speisesalon und traten in die Nebenstube, deren Thüre sie hinter sich verschlossen. Welcher Art ihr Geschäft war, wollen wir noch nicht verrathen.

Am folgenden Tage ging das Gerücht durch die Stadt, daß ein sehr reicher Graf angekommen sei, der die Absicht habe, sich in der Stadt anzukaufen. Einige Commissionäre hatten bereits den Auftrag erhalten, sich nach einem großen herrschaftlichen Hause mit Garten, Pferdestall und Remise umzusehen, und ehe acht Tage vergangen waren, wohnte der Graf nicht allein im schönsten Gebäude der Stadt, sondern er gab auch Feste, welche an Glanz und Luxus alles bisher Dagewesene übertrafen. Der hohe Adel und die Beherrscher der Industrie drängten sich in seinen Salons und es galt den vornehmen Herren für eine hohe Ehre, von ihm geladen zu werden. Der Herr Graf war nicht mehr jung, aber da er noch unverheirathet war, so wurde er von den Müttern der adeligen Familien als eine sehr begehrenswerthe Partie für ihre Töchter betrachtet und es entspann sich zwischen ihm und der jungen Gräfin Arco in der That ein Verhältniß, welches sich schon in wenigen Wochen zur Verlobung gestaltete.

Der Adel der ganzen Nachbarschaft wurde zu der Verlobung geladen, denn Graf v. Famulus hatte seinen Stammbaum vorgelegt und derselbe war von Ken-

nern geprüft und richtig befunden worden. Der Lordmayor von London hatte sogar eine Bescheinigung über seine Güter ausgestellt und die Bemerkung hinzugefügt, daß sich der Graf eben jetzt auf einer Reise durch den Continent befinde.

Die junge Gräfin Arco wurde viel beneidet, zumal von den ärmeren Fräulein des hohen Adels; da aber der fette Bissen doch für sie verloren war, so ließen sie sich's wenigstens gefallen, zu den großartigen Festlichkeiten hinzugezogen zu werden.

Drei Monate nach dem Eintreffen des Grafen v. Famulus kam ein förmlicher Aufruhr in die Geschäftswelt, denn bei den ersten Firmen der Stadt wurden eine Menge von acceptirten Wechseln präsentirt, die als gefälscht erkannt wurden. Die Namen der Acceptanten waren so täuschend nachgemacht, daß die Träger derselben auf den ersten Anblick selbst zweifelhaft wurden, aber sie mußten die Autorschaft entschieden ablehnen.

Das Gericht, die Polizei, Alles war in Bewegung, um dem Fälscher auf die Spur zu kommen, aber die Nachforschungen blieben lange vergeblich. Schon verzweifelte man an der Aufklärung, als eine anscheinend ganz geringfügige Sache auf den Thäter führte. Der Paßbeamte Feldheim hatte sich vor der Stadt ein hübsches Gütchen gekauft und dasselbe baar bezahlt. War dieses schon auffallend, da er bisher in ziemlich ärmlichen Verhältnissen gelebt hatte, so wurde man durch seinen Aufwand noch aufmerksamer. Eines Tages legte er seine Stelle nieder und als man ihn fragte, warum er den Posten nicht beibehalte, gab er zur Antwort, er habe Geld genug, um ohne das ge-

ringe Gehalt leben zu können. Man fand ihn jetzt den größten Theil des Tages in den theuersten Restaurants, wo er förmlich mit Geld um sich warf. Im Trunke zog er einmal seine Brieftasche heraus, prahlte mit dem Inhalte und schleuderte denselben über den Tisch. Außer den großen Banknoten fand sich auch ein Wechselaccept in demselben und es traf sich, daß es dem angeblichen Acceptanten, der sich unter den Gästen befand, in die Augen fiel.

„Mein Herr," sprach dieser, „wie kommen Sie an dieses Papier?"

Feldheim hatte sich um den Verstand getrunken, aber er merkte doch, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, und raffte die zerstreuten Papiere rasch zusammen und wollte sich entfernen. Der Kaufmann aber drückte ihn auf den Stuhl nieder und sprach: „Sie werden nicht eher entlassen, bis Sie sich ausgewiesen haben." Zugleich wandte er sich an den Wirth und beauftragte diesen, schnell zum Polizei-Director zu schicken.

Unter den Gästen befanden sich Leute, welche ein solches Vorgehen nicht wollten gelten lassen. „Man kann noch nicht wissen, ob ihn eine Schuld trifft," sagten sie. „Die Polizei wird ihn schon zu finden wissen, wenn er verdächtig ist."

Feldheim machte sich diese Parteinahme zu Nutzen und schwankte hinweg; aber seine Beine trugen ihn nur bis in den Park, wo er unter dem Gesträuche zusammensank.

Am folgenden Tage wurde er auf seinem Landgütchen verhaftet, als er eben im Begriffe stand, mit einer Droschke zur Bahn zu fahren und sich der Ver-

folgung durch die Flucht zu entziehen. Die Untersuchung wurde äußerst geheim getrieben und es verlautete in der Bürgerschaft nur, nach der Erklärung Feldheim's habe er das Geld in einer auswärtigen Lotterie gewonnen und über den Besitz des Wechsels habe er so genügende Auskunft gegeben, daß man ihn bald werde entlassen müssen. In der Wirklichkeit verhielt es sich nicht so, man hatte es nur ausgestreut, um die Mitbetheiligten, die man am Platze vermuthete, sicher zu machen.

Etwa drei Wochen nach diesem Ereignisse waren die Säle im Hause des Grafen v. Famulus mit Gästen gefüllt. Der Graf, seine Verlobte am Arme führend, ging von einer Gruppe zur andern und sagte Jedem etwas Verbindliches; aber es fehlte die gewöhnliche Munterkeit. Er war in der letzten Zeit überhaupt sehr ernst und nachdenklich geworden.

Während oben Alles in Lust und Fröhlichkeit schwamm, wurde unten heftig an der Glocke gezogen. Der Bediente, von dem wir schon früher gesprochen haben, war eben im Begriffe, eine Platte mit Krystallschüsseln, in denen sich Eis befand, hinaufzutragen. Da er gerade am Thore vorüberkam, so öffnete er dasselbe und stand nun dem Polizei-Director gegenüber. Mit einem raschen Blicke sah er, daß sich vor der Thüre drei Gensd'armen aufstellten.

„Ich wünsche sogleich den Herrn Grafen zu sprechen," sagte der Polizei-Director.

„Das geht jetzt nicht," antwortete der Bediente, „denn er befindet sich mitten unter seinen Gästen."

Der Polizei-Director aber ging an seiner Seite die Treppe hinauf, blieb am Eingange des Saales

stehen und sagte: „Ich muß ihn durchaus jetzt gleich sprechen. Sagen Sie ihm, daß ihn hier Jemand erwartet.“

Der Bediente trat in den Saal und flüsterte dem Grafen in's Ohr: „An der Saalthüre wartet der Polizei-Director auf Sie; er wünscht Sie sogleich zu sprechen.“

Der Graf zuckte bei dieser Meldung zusammen, aber er gewann gleich seine Selbstbeherrschung wieder, ließ mit einer Entschuldigung den Arm seiner Braut los und ging gemessenen Schrittes einem der Nebengemächer zu. Dasselbe war leer; er brauchte sich also keinen Zwang anzuthun. Rasch eilte er in die Garderobe, riß den Frack vom Leibe, schlüpfte in eine schlechte Arbeiterhose, setzte eine Mütze auf und eilte auf einer Hintertreppe in den Garten, wo er die Mauer überstieg und in der Dunkelheit verschwand.

Dem Polizei-Director dauerte das Warten zu lange und er trat in den Saal unter die geputzten Gäste. Man kann sich denken, daß in diesem gewählten Kreise die plötzlich auftauchende Polizei-Uniform Aufsehen erregte. Die Herren sammelten sich um ihn und fragten nach seinem Begehren.

„Ich muß ohne Aufschub mit dem Herrn Grafen sprechen,“ antwortete er und ließ seine Augen durch den Saal schweifen.

Um des ungebetenen Gastes los zu werden, riefen die Gäste nach dem Grafen, aber er war nicht zu finden.

„Meine Herren, Sie haben wohl die Absicht, ihn zu verbergen,“ sprach der Polizei-Director, „aber ich gehe nicht von hier fort, bis ich ihn habe, wenn ich

auch das ganze Haus vom Keller bis zum Dache durchsuchen muß."

„Aber um's Himmels willen, warum denn?" sagte einer der Herren.

„Weil ich den Auftrag habe, ihn zu verhaften. Meine Herren, es liegt in Ihrem Interesse, mir beizustehen, denn dieser Graf ist ein schwerer Verbrecher."

Die ganze Gesellschaft, welche noch vor einem Augenblicke in Freude und Entzücken schwamm, stand jetzt starr vor Staunen und Schrecken. Die Braut stieß einen gellenden Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter.

„Fort von hier!" war jetzt die Parole. Kein Mensch wollte noch länger ein und dieselbe Luft mit dem Verbrecher theilen. Man nahm sich nicht Zeit, die Wagen kommen zu lassen, sondern griff nur die nöthigsten Garderobestücke zusammen und eilte die Treppe hinab. Im Thore aber mußte sich Jeder der Musterung der aufgestellten Gensd'armen unterwerfen. Niemand blieb in den hellerleuchteten Sälen, als nur die ohnmächtig auf einem Divan liegende Gräfin Arco und ihre Eltern.

Der Polizei-Director durchsuchte nun mit Hülfe eines der Gensd'armen alle Räume; sie kamen auch in den Saal, wo die bestürzten Eltern bei ihrer Tochter waren. Graf Arco legte ihm die Hand auf den Arm und fragte mit zitternder Stimme: „Wird ihm wirklich ein Verbrechen zur Last gelegt?"

„Ja, Herr Graf! Danken Sie Gott, daß die Sache zum Vorscheine kam, ehe Ihre Tochter für immer an den Menschen gebunden war."

In diesem Augenblicke erwachte die unglückliche Braut aus ihrer Ohnmacht und starrte mit glanzlosen Augen in dem leeren Saale umher. „Fort, fort!“ sagte auch sie und zog die Eltern mit sich hinweg.

Die Nachsuchungen des Polizei-Directors, die auch noch am folgenden Tage fortgesetzt wurden, waren vergeblich, und der Glaube, daß der Graf das Weite gesucht und Rettung gefunden habe, lag nahe. In den nächsten Tagen war diese Flucht das einzige Stadtgespräch und bei der herrschenden Spannung zwischen den niedrigen und den höhern Kreisen war in den erstern die Schadenfreude allgemein und selbst unter dem Adel, der sich doch mit hatte düpiren lassen, war die junge Gräfin Arco der Gegenstand des Spottes.

Es sollte übrigens bei diesem einen Sensationsereignisse nicht bleiben. Schon am folgenden Tage trat ein neues hinzu. Kurze Zeit vorher, ehe der letzte Zug abfahren sollte, näherte sich ein Arbeiter dem Schalter des Billeteurs und forderte eine Karte zur vierten Wagenclasse. Er erhielt dieselbe und begab sich auf den Perron, um einzusteigen. Der Schaffner, welcher das Coupee öffnete, besah sich den Mann eine Weile und schloß dann von Außen zu, so daß von Innen nicht geöffnet werden konnte.

Unter dem Glasdache standen mehrere Polizeisoldaten, welche alle Einsteigenden beobachteten. Er trat zu einem derselben und flüsterte ihm zu: „Der Herr Graf wird sich wohl längst auf einem andern Wege davon gemacht haben, aber ich habe dennoch einen sauberen Spitzbuben gefangen. Sie erinnern sich, daß vor mehreren Jahren dem Konrad Merken wegen Diebstahl nachgestellt wurde.“

„Der Merken?“ fragte der Polizeidiener. „Sie werden sich doch nicht irren?“

„Ich kenne ihn zu gut,“ antwortete der Schaffner, „denn ich war damals Fabrikarbeiter und er hatte auch mich unter seine Complicen im „goldenen Schweinskopfe“ gezogen. Verhaften Sie ihn nur! Sie müssen es aber schnell thun, denn sogleich geht der Zug ab.“

Der Polizeibeamte begab sich sogleich an das Coupee und der Schaffner schloß auf. Sobald Merken die Uniform sah, wollte er sich durchzwängen, um das Freie zu gewinnen. Als er von den beiden Männern festgehalten wurde, zog er ein Dolchmesser und drang auf sie ein; aber er wurde bald unschädlich gemacht, gebunden und zum Arrest abgeführt. Auch diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer und kam natürlich auch zu den Ohren des Fridolin Porter.

„Ich muß es doch dem Rudolph mittheilen,“ dacht er und begab sich auf den Weg zur Fabrik. Es war noch ziemlich früh am Morgen, aber Rudolph und Trina wußten die Neuigkeit schon. Die Arbeiter hatten sie mit in die Fabrik gebracht.

„Wir können dem Herrn nicht genug danken,“ sagte Trina zu ihrem Manne, „daß Du Dich damals noch zeitig von ihm losmachtest.“

„Es ist wahr,“ gab er zur Antwort, „ich war bereits so sehr vom Bösen angesteckt, daß ich mich sogar zu dem Schlimmsten hätte verleiten lassen.“

„Wir müssen's doch seiner Frau beibringen,“ sagte Fidolin; „denn es ist besser, daß sie es von Freunden, als von Fremden hört.“

Die Pförtnerin befand sich in einem sehr bewegten

Zustande. Bei den ersten Worten Fridolin's sagte sie: „Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, denn Konrad ist bei mir gewesen. In der vorgestrigen Nacht wurde leise an mein Fenster geklopft. Als ich dasselbe öffnete, stand ein Mann vor demselben und flüsterte mit leiser Stimme: „Mach' mir auf und gönne mir Obdach für diese Nacht!"

An der Stimme erkannte ich ihn; es war Konrad. Bei seinem Anblick kam mir all das Elend, welches er über mich und die Kinder gebracht hatte, in's Gedächtniß zurück und es empörte sich mein Gemüth. „Du hast Dich Jahre lang nicht um mich bekümmert," gab ich ihm zur Antwort, „geh auch jetzt dahin, wo Du bisher gewesen."

Ich hatte die feste Absicht, ihn nicht einzulassen, aber er flehte so warm und so reuig, daß ich es am Ende nicht über's Herz bringen konnte, ihn auszuschließen. Ich öffnete ihm also das Thor und er brachte die Nacht auf dem kleinen Speicher über unserer Wohnung zu. Gestern Morgen, ehe die Sonne aufging, brachte ich ihm zu essen und fragte, was er vorhabe. Auch machte ich ihm Vorwürfe, daß er mich und die Kinder so schmählich verlassen habe.

„Ich konnte damals nicht bleiben," gab er zur Antwort, „denn ich wurde von der Polizei verfolgt."

„Und was gedenkst Du jetzt zu thun?" fragte ich.

„Ich will nach England zurück," sagte er; „dort habe ich Hülfsquellen. Ich lasse Dich und die Kinder bald nachkommen."

„Ich wußte wohl, daß er diese Absicht gar nicht hatte; auch wäre ich ihm nicht gefolgt, da er uns sicher wieder schlecht behandelt hätte; aber ich hatte

doch Mitleid mit ihm und ließ ihn den Tag über oben. Spät Abends, als ich wieder nach ihm sehen wollte, war er fort; er war gegangen, ohne Abschied zu nehmen; heute Morgen aber habe ich von den Arbeitern gehört, wie es ihm ergangen ist. Er hat es sicher nicht um mich verdient, aber ich wünschte doch, daß er nicht erhascht worden wäre, wenigstens nicht hier, wo ihm kein Mensch gut und gewogen ist. Gott mag wissen, wie es ihm nun geht."

Der Proceß förderte ganz unerwartete Dinge zu Tage, über welche die Stadt ebenfalls wieder in große Aufregung gerieth. Wir wollen das Hauptsächlichste mit kurzen Worten melden.

Der ehemalige Paßbeamte Feldheim konnte sich über den Besitz des Geldes und der Accepte, welche in seiner Behausung gefunden wurden, nicht ausweisen. Durch seine Lügen gerieth er immer tiefer in ein Labyrinth, aus dem er den Ausgang nicht mehr finden konnte, bis man schließlich auf den Gedanken kam, er selbst habe die Accepte angefertigt. Schriftverständige, welche zur Vergleichung seiner Handschrift mit den Accepten herbeigerufen wurden, bestätigten diese Vermuthung. In die Enge getrieben, gestand er, eine Menge falscher Accepte angefertigt und dieselben verwerthet zu haben, aber er fügte auch hinzu, man möge die Sache nicht weiter verfolgen, sonst kämen hochangesehene Personen auf die Verbrecherbank. Als er sah, daß er mit so allgemeinen Redensarten nicht durchkam, nannte er den Grafen v. Famulus als seinen Mitschuldigen, in der Hoffnung, daß man einem Mann, der mit dem höchsten Adel in Verbindung stand, keinen Proceß machen würde. Dann aber mußte man auch ihn laufen lassen.

Das Gericht sträubte sich anfangs, an die Schuld des Grafen zu glauben; als sich aber die Verdachtsgründe von Tag zu Tag häuften, da konnte man nicht mehr umhin, ihn zu verhaften. Wie dieselbe vereitelt wurde, wissen wir. Statt seiner fing man den Konrad Merken. Mit dem Verschwinden des Grafen blieb nun die ganze Schuld auf Feldheim sitzen und seine Lage wurde um so schlimmer, als alle die falschen Accepte, wodurch so viele Leute betrogen worden waren, als von ihm herrührend erkannt wurden. Da meldete sich Feldheim zum Geständnisse und er erklärte, daß der Graf v. Famulus und Konrad Merken ein und dieselbe Person seien und daß er mit demselben zuerst bei jenem Diebstahle in Verbindung getreten sei, um ihm für Geld falsche Pässe anzufertigen. Man hielt dieses Geständniß anfangs für eine Fabel, aber bald stellte sich die Wahrheit seiner Aussage heraus.

Im Laufe der Untersuchung kam aber noch ein anderes Verbrechen zum Vorschein, wovon Feldheim Nichts wußte. Merken hatte den wirklichen Grafen von Famulus, dessen Diener er gewesen, ermordet, um sich dessen Geld und Güter anzueignen. Er hatte es fertig gebracht, sich mit Perücke und Bart ein ihm ähnliches Aussehen zu verschaffen und dieses wurde ihm um so leichter, weil der Graf wie ein Einsiedler lebte; aber es stellte sich bald heraus, daß die Güter fast über ihren Werth verschuldet waren. Da er um jeden Preis reich werden wollte, so ging er mit dem Namen des Grafen in die Welt und er würde wohl noch eine große Rolle in derselben gespielt haben, wenn ihm nicht das Handwerk in der oben angedeuteten Weise wäre gelegt worden.

Der Schwindler und Mörder wurde auf dem Marktplatze seiner Geburtsstadt hingerichtet. Seine Wittwe konnte ihn nicht betrauern, aber sie blieb ihr ganzes Leben lang scheu und niedergeschlagen, denn auf ihr und ihren Kindern haftete der Makel ihres Mannes.

Inhalt.